

**DER NEUE GOTT:
ROMAN AUS DER
GEGENWART**

Hans Land





Der neue Gott.

Von Hans Land sind ferner erschienen

Stieftinder der Gesellschaft. Preis 2 Mark.

Die am Wege sterben. Preis 1 Mark 50 Pf.

Amor Tyrannus. Drama. Preis 1 Mark.

Hans Land.

Der neue Gott.

Roman aus der Gegenwart.

Zweite Auflage.



Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1892.

KpC. ~~VT 2673. 175. 1848. 18 - 1848~~

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten.

PT 2623
A35 N48
1892a
MAIN

In compliance with current copyright law, U. C. Library Bindery produced this replacement volume on paper that meets ANSI Standard Z39.48-1984 to replace the irreparably deteriorated original

1997

~~PT 2675
A 31 V 48
1872
HAM~~

Bertha von Suttner,
der Dichterin und Denkerin

in inniger Verehrung

dargebracht.

200508

Vorrede.

Es lebt niemand, der das Göthesche Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht“, höher in Ehren hielte als ich. So habe ich denn auch diesen Roman bei seinem ersten Erscheinen ohne jegliche Vor- oder Nachrede veröffentlicht. Die bisherigen Schicksale dieses Buches aber veranlassen mich nun, der neuen Auflage desselben einige Bemerkungen voranzustellen. Die Aufnahme dieses Romans von Seiten der deutschen Kritik war eine eigenthümliche. Mein Buch wurde entweder schonungslos verurtheilt oder in demselben Grade gepriesen. Man hat sich entweder über dasselbe entrüstet und lustig gemacht, oder man hat sich ihm und seiner Wirkung mit ganzer Seele hingeeben und diese Hingabe durch die Besprechung noch hindurchzittern lassen.

Ich kann nun sagen, wieso es kam, daß dieses Buch so fremd angemutet und infolgedessen so verschiedene Wirkung geübt hat.

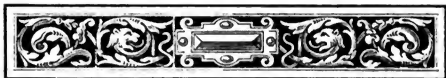
Ich habe nämlich in ihm einen bisher ungewagten Versuch unternommen. Ich habe meinen Roman nicht erzählt. Ich habe ihn dargestellt. Vor den Augen des Lesers geschieht er und seine dreizehn Kapitel sind in Wahrheit dreizehn Akte, in denen die Dinge dramatisch bewegt sich abspielen. Als ich zu diesem Experimente schritt, war ich mir seiner Fährlichkeiten vollkommen bewußt. Die Sprunghaftigkeit der Entwicklung, das Vorherrschen des Stofflichen, der Mangel an psychologischer Analyse, alles dieses, womit der absprechende Teil der Kritik sein Urtheil belegte, hatte ich mir selber schon bei Anlage des Werkes vorgehalten. Es

war mir klar, daß das erste Kapitel, in Dostojewskischer Manier ausgeführt, allein schon Stoff zu drei starken Bänden geben mußte. Dies alles habe ich bedacht und dabei erwo-gen, ob diese Opfer, die ich meinem Versuche brachte, den-selben noch geraten bleiben ließen. Mir schien es so. Denn für dies alles tauschte ich etwas ein, was mich groß und herrlich dünkte, nämlich die denkbar größte Belebtheit. Mein Leser sollte gleichsam zu einem körperlichen Zengen dieser Geschehnisse werden. Aus dieser Rücksicht heraus sind die Mittel dieser Darstellungsweise geschaffen und gebraucht wor-den. So ist es geschehen, daß die großen Schicksalsmomente wie unter grelles Blizlicht geraten sind, in dem jede Furche im Antlitz des Leidenden sichtbar wird, während die unbe-tonten Momente sozusagen im Halbdunkel blieben und für deren Ausmalung die Mitarbeit des Lesers berechnet wurde.

Ich weiß, das Buch wird die Bühne niemals ersetzen, wie auch andererseits der Lehteren die intimen Machtreize jenes immer verschlossen bleiben werden. Ich weiß ferner die Ernngenschaft des modernen psychologischen Experimentalromans in ihrem vollen Umfange zu schätzen. Dennoch hab' ich es unternommen, die epische Kunstform zu dramatischer Wirkung zu „mißbrauchen“, sagen die Einen, zu „erheben“, sagen die Andern. Da ich hiermit aber keinerlei Schule zu machen mich vermaß, sondern nur einem Kunstproblem nach-hing, das meine Seele erfüllte, auf dessen Urionthajtigkeit ich selbst aber niemals gepocht habe, so sende ich dieses Werk nun zum zweiten Male frohgemut mit meines alten Hutten liebem Wort' in die Welt:

Ich hab's gewagt!

H. I.



I.

„Wenn ich Sie aber störe, lieber Graf, so schicken Sie mich nur gleich wieder fort.“

Der Graf von der Haiden war aufgesprungen, um seinen Besuch zu empfangen.

„Aber weshalb denn stören, lieber Doktor?“

„Sie lasen so eifrig, als ich eintrat. Sie lasen etwas Interessantes.“

„Setzen wir uns vor allen Dingen. — Woraus schließen Sie übrigens, daß es etwas Interessantes war, was ich las?“

„Aus Ihrem geröteten Gesicht und Ihren glänzenden Augen und dann aus der nervösen Hast, in der Sie das Buch bei meinem Eintritt zuklappten und unter diesem Stoß anderer Bücher versteckten. Nun, ich will Sie nicht inquirieren, es muß mir genügen . . .“

„Wenn ich Ihnen versichere, daß Sie mir herzlich willkommen sind. Versuchen Sie eine dieser Cigarren.“

„Danke. — Nun, wie ist Ihnen die Sache bekommen? Haben Sie sich amüßiert?“

„Nein, Doktor.“

„Was? War das Souper nicht süperb und der Sekt“

„Alles tadellos. Ja. Aber die Gesellschaft!“ —

„War doch lustig, wie?“

„Es ist nicht das rechte Wort, das Sie da gebrauchen. Lustig, das deutet auf etwas anderes; das ist, wie wenn ich mir einen bedrückten Menschen denken soll, der plötzlich seinen Kummer von sich wirft. Die Herren waren doch nicht lustig; sie tranken, sie erhitzen sich, sie rißen Zoten und wollten vor Lachen bersten; — ausgelassen — sehen Sie, das ist das richtige Wort, das waren sie.“

„Aber, lieber Graf, sagte der Doktor und rückte seine goldene Brille zurecht, eine ausgelassene Gesellschaft bietet mir doch mehr Garantie für mein Vergnügen als eine nur lustige.“

„Mir nicht. Es muß an meinem Temperamente liegen; ich kann mich bei diesem Lärmen und Toben nicht freuen.“

„Warum spielten Sie nicht mit?“

„Weil ich das Spiel für unmoralisch halte,“ sagte der junge Graf und schraubte die vor ihm auf dem Tisch stehende Lampe herunter. Der Doktor fuhr mit seiner weißen, wohlgepflegten Hand durch den blonden Vollbart: „Unmoralisch, sagte er mit überlegenem Lächeln, lieber Graf, Sie sind ein Melancholicus.“

„Weil ich andere Moralanschauungen habe wie Sie?“

„Ich weiß nicht, Sie haben etwas vom Leichenbitter an sich. Neulich Abend im Klub habe ich Sie wohl beobachtet. Sie waren eine Art steinernen Gastes. Sagte Ihnen schon die Gesellschaft Ihrer jungen, lebenslustigen Herren Kameraden nicht zu, so deutet das sicher auf eine Degenerierung, — Sie kennen diesen modern-wissenschaftlichen Ausdruck. Man bezeichnet damit die abnorme Entwicklung eines Individuums, das aller Vererbung zum Trotz mit den hauptsächlichsten Eigenschaften und Beschaffenheiten seiner Stamm- und Familienangehörigen nicht die geringste Ähnlichkeit aufweist.“

„Sie machen ja eine reine Mißgeburt aus mir.“

„Ich sagte nur, Sie seien anders geartet; daß

Sie mißgeartet seien, habe ich nicht gesagt, wenngleich ich Ihnen Ihren organischen Fehler auf der Stelle nachweisen will.“

„Da bin ich neugierig.“

„Sie können nicht lachen, lieber Graf.“

„Das gestehe ich Ihnen, daß die Zoten von vorgestern mir des Lachens nicht wert schienen.“

„Zoten — das ist ein wenig hart ausgedrückt. Kleine, nette Derbheiten waren's, die ich für mein Leben gern höre.“

„Und dazu suchen Sie die Gesellschaft gebildeter Menschen?“

„Aber, ich bitte Sie, rief der Doktor, und warf sich in seinen tiefen Sammetjessel zurück, ich bitte Sie, Sie müssen wirklich selbst im Hause nicht so viel in Civil herumgehen, das hat sogar für einen so jungen, charmanten Manenlieutenant, wie Sie sind, seine Nachteile. Sie reden wahrhaftig schon wie ein Volksschullehrer.“

„Ich rede ernsthaft und bitte Sie, daselbe zu thun.“

„Gebildete Menschen — mein Gott — ich kann mir nicht helfen, das klingt so kleinbürgerlich, so philisterhaft. Ich muß da unwillkürlich an Män-

lein denken, die ihre staatlich attestierte Bildung in Gestalt ihres „Einjährigen-Dienstzeugnisses“ in der Tasche haben, oder an Weiblein, die ihre achtklafsig höhere Töchterschule absolviert haben. Gebildet — es ist ein durchaus bürgerlicher Begriff! Innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft wird diese Scheideschnur stramm gezogen, — die Bürger, die Proletarier! Aber in den höheren Kreisen, unter den Aristokraten, da gibt es diesen Unterschied nicht. Wenn aber ich, der Dr. med. Hans Stein, wenn ich, trauernder Witwer, mich in die Gesellschaft junger, adliger Offiziere begeben, so will ich im Klub beim Zekt nicht gebildete Leute finden, sondern heitere Gesellen, lustige Zechbrüder und ausgelassene Schwelger.“

„Zum Teufel, rief der junge Graf, das ist es eben, was mich erbittert. Nicht gebildete Leute, sondern heitere Gesellen, lustige Zechbrüder, ausgelassene Schwelger, das ist es, was ein Mann von Verstand und Wissen sucht, wenn er, wie Sie, von seinem bürgerlichen Platze aufsteht und sich unter die Gesellschaft meiner Standesgenossen mischt. Brauchen Sie aber geistige Anregung, brauchen Sie einen Gedankenaustausch, entweder den gewaltigen

Kreis Ihrer großen Fachwissenschaft betreffend, oder den größeren der gesamten Kulturinteressen, der schweren Gesellschaftsräthsel, die dem Jahrhundert den Atem beklemmen, ei, ich bin sicher, Sie werden eine andere Gesellschaft auffuchen als die, in der ich Ihnen begegnet bin.“

Der Doktor saß mit offenem Munde, mit weit aufgerissenen Augen vor dem Grafen von der Haiden, der mit nervösen Fingern eine Cigarette zerpflückte.

„Ich komme hier, sagte er lächelnd, zum Grafen von der Haiden und finde einen strammen Jakobiner vor. Haben Sie Migräne? Erlauben Sie mir Ihren Puls! Sie sind heut schrecklich aufgeregt. Sehen Sie nur, wie Ihnen das Gesicht brennt! Wäre draußen nicht schon beinahe Nacht und dazu Regenwetter, so würde ich Ihnen vorschlagen, mit mir ein Stündchen auszureiten, — das sollte Ihnen gut thun!“

„Wollen Sie mir eine Bemerkung erlauben?“ sagte Graf Friedrich. Ein Zug der Gereiztheit umspielte seine Lippen.

„Mit Vergnügen.“

„Nun denn, wir sahen uns einige Male im

Klub; ich suchte Ihre Bekanntschaft, um endlich einmal zu erfahren, wie wohl der Umgang mit anderen Menschen sich ausnähme; kam ja doch immer nur mit Offizieren zusammen. Ich war mir bewußt, in Ihnen einen Mann zu finden, dessen Horizont ein weites über Kienpferde und Balletteusen hinausreichte. Ich sah genau, was Sie in die Gesellschaft meiner Kameraden geführt hatte, und ich war und bin der festen Überzeugung, daß Sie dieser Gesellschaft des geistlosen Genusses sofort den Rücken kehren würden, sobald Sie sie genügend studiert und erkannt hätten. Nun aber belieben Sie mich mit meinem blöden Vetter von Polzin in einen Topf zu werfen, und wenn ich von Ihnen einen ernsthaften Meinungsaustrausch erwarte, so kommen Sie mir mit scherzhaften und ausweichenden Entgegnungen, die mich erbittern.“

„Das war ihr Zweck nicht, sagte der Doktor ruhig, aber Sie müssen mir das zugute halten, wenn ich einigermaßen über Ihre eben geäußerten Ansichten erstaunt bin. Mir war, als befände ich mich in der Sitzung eines fortschrittlichen Bezirksvereins, und wie ich mir den Volksredner näher ansehe, siehe da, es ist mein junger hochgeborener

Freund. Ei, ei, die Zeit ist wunderbar! Da Sie aber so streng auf die Einhaltung einer akademischen Disputation bedacht sind, so gestatten Sie mir in Anbetracht dessen, was Sie betrieß des Adels sagten, folgende Erwiderung: Sie verkennen die Stellung des Adels in unserer Gesellschaft. Sie verurteilen es, daß die aristokratische Welt ein Leben schrankenlosesten Genusses führt. Abgesehen nun davon, daß Kunst und Wissenschaft viele der stolzeiten aristokratischen Namen ruhmvoll nennen und aufbewahren, abgesehen davon, daß die Geschichte des Kriegsrühms die Geschichte der Adelsgeschlechter ist, abgesehen von alledem bin ich der Meinung, daß selbst derjenige Teil des Adels, der ein ausschließlich dem Genuß und dem Vergnügen gewidmetes Leben führt, einen wohlberechtigten Teil, ja ein unentbehrliches Element unserer Gesellschaft anspricht."

„Wie? Was?“

„Ja, mein Freund, der Meinung bin ich. Diese jungen Grafen und Herren, die sporenklirrend die Promenaden beleben, in den Klubs ihr Geld verspielen, den Sektflaschen die Hälfte brechen und keinen schönen Frauenmund ungeküßt lassen, welche

Lücke würden sie in der Gesellschaft zurücklassen! Und diese stolzen Frauen, die edelsteinfunkelnd die Theaterlogen schmücken, in ihre eleganten Gefährte hingelehnt an unseren entzückten Augen mit einem stolzen Lächeln vorüberlaufen, was wäre die Welt ohne sie? Wie sähe die Gesellschaft ohne sie aus? Sind sie nicht ein Trost, ein Labfal für das Auge, diese hochgestalteten schönen Menschen, in deren Wuchs und edler Gebärde die vornehme Freiheit ganzer Geschlechter sich ausdrückt? Wahrhaftig, wir brauchen diese Lichtgestalten, die aufrecht einhergehen, heiter, sorgenlos, schön und hoheitvoll, um Kopfslänge überragend all das bedrückte, seine Bürde schleppende Volk um sie her.“

„Und das nennen Sie eine Kulturaufgabe erfüllen, wenn man nichts ist, als schön und heiter?“

„Ja, Herr Graf, das nenne ich allerdings eine Kulturaufgabe erfüllen. „Schön sein heißt uns einen Dienst erweisen“, sagt Victor Hugo und er ist vollkommen im Rechte damit. Weshalb denn, frage ich Sie, können wir jetzt, nach Jahrtausenden noch, das Volk der Griechen, und besonders des attischen Stammes, nicht vergessen? Weshalb ist unser ganzes Fühlen und Empfinden, unser ganzes

Schauen und Hören noch immer von diesem Volke und seinen Kulturwerken so beherrscht und beeinflusst? Einfach deshalb, weil es das Volk der Schönheit gewesen, das Volk des heiteren, vornehmen Genußes. Die Aristokraten unserer Zeit, sehen Sie, das sind die Griechen der Epoche!“

„Falsch, falsch, Herr Doktor! Die Künstler sind es. Sie sind die Träger der Schönheit in unserer Zeit. Und ihre Schönheit, ja ihr Genuß, das ist derjenige, welcher von Hellas stammt. Durchgeistigte Schönheit, Schönheit von einer Idee belebt, die sehen Sie an Künstlergestalten. Durchgeistigten Genuß, Genuß für Auge, Ohr, Herz und Verstand zusammen, den kennen nur die Künstler. Sehen Sie sich doch Ihre gepriesenen Aristokraten an: hochgewachsen, ja, aufrecht getragen, geschürt, gebügelt, jeder Zoll ein Korporalstock. Und die Züge des Gesichtes, diese nüchterne, semmelblonde Gesundheit mit dem martialischen Flachsbart und den wässerigen ausdruckslosen Augen, soll das schön sein? Und der Genuß, was ist er ihnen anderes, als Sinnenrausch, wie allen denen, die ohne Verstand und Geist genießen.“

„Wahrhaftig, es ist, als hätten wir die Rol-

ten vertauscht! Muß ich, der bürgerliche Doktor, gegen Sie, den Sprößling eines der edelsten Geschlechter der Monarchie, den Adel in Schutz nehmen? Nun denn, was Sie von den Künstlern sagten, trifft nicht zu. Denn die Künstler sind selbst Aristokraten, wenn nicht von Geburt, dann sicherlich von Lebensgewohnheit."

"Giebt es nicht arme Künstler?"

"Ebenjowenig wie arme Aristokraten, Aristokraten in meinem Sinne wenigstens. Das sind dann eben nicht die echten. Die armen Künstler sind höhere Handwerker, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen, oder Schwärmer, die kein Brod zu essen haben."

"Und darum weniger Künstler sein sollen?"

"Nicht weniger, sondern überhaupt keine! Denn ein Mensch, der künstlerisch schaffen soll, muß weitab von den alltäglichen Sorgen seinen Gebilden heiter und ungetrübt nachhängen können, wenn anders nicht ein steter Konflikt in ihm wachbleiben und gekämpft werden soll."

"Und gerade dieser Konflikt hat die rührendsten und erhabensten Kunstwerke geschaffen. Aber lassen wir das. Ich will so thun, als wäre ich

davon überzeugt, daß der Adel der Träger der Schönheit sei, damit aber ist er noch lange nicht das Hellas unserer Epoche. Dort, sehen Sie, dort war es ein ganzes Volk, das schön war und schön lebte, vom Archonten bis zum Blumenmädchen herab. Ein ganzes Volk lag auf den Knie'n vor den Götterbildern der Schönheit, ein ganzes Volk adelte in den Tempeln und Theatern sein Auge, sein Ohr und sein Gefühl, während bei uns eine Kaste — eine Kaste sage ich — schön ist und schön lebt, und außerhalb derselben ist alles elend, elend und arm. Ist es Zeit, schön und glücklich zu sein, wann so viele trauern? Ist es recht, seinem Vergnügen zu leben, zu lachen, zu zechen, zu genießen inmitten einer armfeligen Gesellschaft, die hohlen Auges dem Gelage zuschaut? Bei Gott, ich fühle mich elend, elend bis in's Herz über diese Verhältnisse, elend auch über mich selbst, der ich diesem Meer von Weh hilflos gegenüberstehe. Was thue ich, was kann ich thun, die Allgemeinheit zu fördern? So alt wie ich bin, was habe ich gethan, das einem andern nützte? Den Säbel an der Seite, den Zapfa auf dem Haupte bin ich einhergegangen, als sei dieses Leben ein Maskenball. Wissen Sie,

Doktor, manchmal ist mir, als müßt' ich mir eine Kugel . . .“

„Mir scheint, es klopft,“ sagte Doktor Stein.

Der Graf von der Haiden sprang auf, schritt über den weichen Teppich der Thür zu und öffnete. Er wechselte einige Worte mit dem Diener, schickte ihn fort und warf die Thür in's Schloß. Mit trotzig erhobenem Haupte, die Zähne in die Lippen vergrabend, kehrte er an seinen Platz zurück.

„Entschuldigen Sie die Unterbrechung,“ sagte er finster.

„Ich hatte, verzehte der Doktor, inzwischen Zeit, über das, was Sie mir sagten, nachzudenken. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich um Sie besorgt bin. Was sind das für Ideen, ich bitte Sie, was für Ideen für einen jungen Offizier, für einen Aristokraten, für den Sohn des Generals von der Haiden!“

„Ansichten und Ideen, denke ich, sucht man sich nicht aus wie einen neuen Hut. Sie, meine ich, überkommen den Menschen und nehmen von ihm Besitz.“

„Allerdings, warf der Doktor ein, aber die

Hauptfrage bleibt doch die Frage: Was können wir mit ihnen beginnen? — Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, ich hoffe, Sie zu überzeugen. Soviel ich Ihren Worten entnahm, geht Ihnen unsere mißliche wirtschaftliche Lage und das Elend der unteren Klassen zu Herzen. Sie sind, wie ich vermute, durch Gespräch und Lektüre auf dieses Thema gekommen, haben sich in dasselbe verjenseit und suchen nun — Ihre eigenen Worte zu gebrauchen — „diesem Meer von Weh“ hilflos gegenüber, übrigens in Gesellschaft der ganzen ehrenwerten übrigen Menschheit. Sie selber sagen: Was kann ich thun, die Allgemeinheit zu fördern, und antworten auf diese rhetorische Frage mit dem tragischen Worte Nichts — gar nichts. Also, mein Freund, was machen Sie sich Kopfschmerzen um Dinge, die Sie nicht ändern können? Sie scheinen außerdem Ihren militärischen Stand dafür zu hassen, daß er Sie von der thätigen Teilnahme an diesen Dingen ausschließt. Du lieber Himmel, wünschen Sie sich ein anderes Vergnügen! Sehen Sie doch mich an. Ich bin so ziemlich Ihrer Meinung in diesen Dingen, aber das giebt mir zu nichts anderem Anlaß, als mein Leben dreifach zu genießen. Was die Zukunft

bringt, weiß ich nicht, vielleicht bringt sie Veränderungen, vielleicht auch nicht. Vielleicht gestaltet sie sich so, daß einem einigermaßen vermögenden Menschenkinds die kommende demokratisirte Welt nicht mehr behagen kann. Denken Sie sich eine Gesellschaft, die Mustern und Sekt nur aus dem Märchen kennt, in der Sie um zwölf Uhr mittags an den dampfenden staatlichen Erbsensessel geführt werden, eine Gesellschaft, die den Tiergarten zum Kartoffelfelde umwandelt und unser Corps de ballet (weiblichen Theil) an die Wajschjäger kommandiert. Ich danke sehr. Wenn das im Hintergrunde der Zeiten schlummert, so mache ich meine Börse jetzt dreimal so weit auf und lebe mit dreifacher Dampfkraft. Mag dann die nivellierende Sündflut später kommen. Und Sie, mein Freund, nehmen Sie sich ein Beispiel. Gürteln Sie sich nur Ihren ritterlichen Säbel um, wie Ihre Ahnen seit Jahrhunderten thaten, setzen Sie den schmucken Czapka auf Ihr adliges Haupt und — leben Sie. Das ist Aufgabe genug. Die Weltenuhr, mein Freund, wird ohne Sie im Gange bleiben, und vor dem Rumoren der Geschichte stopfen Sie sich einfach die Ohren zu "

„Nein, rief Graf Friedrich, und in seinen Augen flammte es auf, nein, so lange . . .“

Es klopfte wieder. Mit einem Fluche stürzte Friedrich an die Thür. „Zum Teufel, ja — ich weiß es,“ schrie er dem Diener entgegen und schlug die Flügelthür zu. Der Doktor war aufgestanden: „Ich störe Sie, Sie haben zu thun.“

„Entschuldigen Sie, jagte Friedrich bebend, ich habe mich vergessen, verzeihen Sie. Aber ich bitte Sie, zu bleiben. Ich habe durchaus nichts zu thun. Bleiben Sie noch ein wenig!“

„Thut mir leid, jagte der Doktor, seine Uhr herausziehend, es ist bereits acht Uhr durch, ich hatte meinen Wagen um sieben bestellt. Ich wollte von hier in das Ballett. Kommen Sie mit! Mehr als die Hälfte sehen wir noch!“

„Danke — nein — wenn Sie denn durchaus fortwollen, dann muß ich in Gesellschaft gehen, ich muß — ja, ich muß, ich bin dazu kommandiert. Mein gestrenger Herr Vater wünscht es, aber — aber ich schwöre Ihnen . . .“

„Ruhe, Geduld — schwören Sie nichts, legen Sie lieber Ihre Uniform an, gehen Sie und grüßen Sie die kleine Comtesse Schulenburg von mir,

wenn Sie sie sehen, — aber recht herzlich. Hören Sie, da knallt mein Johann. Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen!"

Dr. Stein war fort. Friedrich, der ihn bis zur Treppe begleitet hatte, kehrte zurück und blieb in dem teppichbelegten Gange einen Moment ungeschlüssig stehen, dann raffte er sich auf und begab sich in das Wohnzimmer seines Vaters. Draußen auf dem Gange schon vernahm er die sporenklingenden Schritte des Generals, der, wie immer in der Erregung, rastlos sein Zimmer durchmaß. Friedrich trat ein. Der General, eine hochgewachsene Gestalt in goldgestickter Uniform, die Brust mit blinkenden Orden bedeckt, blieb beim Eintritt Friedrichs in der Mitte des Zimmers erhobenen Hauptes stehen.

„Du bist noch nicht angezogen? — Weshalb nicht?"

„Ich hatte Besuch."

„Ev. Du hast Deine Besuche fortzuschicken, wenn Du keine Zeit zu ihrem Empfange hast."

„Ich hatte Zeit!"

„Wie?" Drohend trat der General vor seinen

Sohn hin. „Du hatteſt nicht Zeit, jage ich, denn ich hatte Dir befohlen, Dich zur Soirée bereit zu halten. Vor einer Viertelſtunde ſchickte ich hinauf und ließ Dir jagen: Es iſt Zeit. Mach' Toilette.“

„Vor einer Viertelſtunde, entgegnete Friedrich ruhig, ließ ich Dir beſtellen: Nein, ich gehe nicht!“

„Tod und Teufel, donnerte der General, waſ iſt in Dich gefahren! Ich befehl' eſ Dir und Du gehſt!“

„Ich verbitte mir dieſen Ton, ſagte Friedrich mit eißiger Ruhe, ich laſſe mir derartiges nicht befehlen und ich gehe nicht!“

Ehe noch der General ein Wort der Entgegnung gefunden, hatte Friedrich daſ Zimmer verlaſſen. Er eilte den Gang hinab, erreichte jein Zimmer und ſchloß ſich darin ein. Draußen ward mehrfach an die Thür geklopft, mehrfach nach dem Herrn Grafen gerufen. Friedrich antwortete nicht.

Erſt alſ er den Wagen ſeines Vaters vor daſ Portal und davonfahren hörte, öffnete er die Thür und verließ daſ Zimmer. Langſam durchmaß er den palmengeſchmückten Flur und verlor ſich in den dunklen Prunkgemächern, welche die vordere Front deſ Hauſeſ einnahmen.

Er trat an eines der Fenster, schlug die schweren Vorhänge zurück und starrte hinaus in den Garten, der vor dem gräßlichen Hause lag. Der Regen schlug gegen die Scheiben und fiel rauschend in das herbstlich kahle Gezweig der Bäume und Hecken. Die Flammen der Mandelaber zuseiten des hohen Portals flackerten unruhig im Winde und warfen ihr ungewisses Licht in die trübe Finsternis hinaus. Durch die schwarzen Wolken droben, die sturmgepeitscht dahinflogen, schimmerte hin und wieder ein bleicher Stern herab, der im nächsten Augenblick im Schatten versank. Friedrich trat vom Fenster zurück. Er drückte auf einen Knopf neben dem Thürpfosten in der Wand, und trug dem erstanten, das finstere Zimmer betretenden Diener auf, Licht herbeizubringen. „Nicht die Gastrone, bringen Sie mir eine Lampe.“ Mitten in dem weiten Salon stand er, wie jemand, der das Bewußtsein seiner selbst verloren hat. Als der Diener mit der brennenden Lampe eintrat, wendte sich Friedrich ab und stand noch eine Weile, den Rücken dem Lichte zugewendet, wie ein Träumender in einen Winkel starrend, dann trat er an den Tisch heran, nahm sein Taschenbuch hervor, riß ein Blatt heraus und setzte sich an den

Tisch, als ob er schreiben wollte. Den Bleistift in den Fingern, blickte er eine Weile sinnend umher, dann sprang er wieder auf und durchmaß feufzend das Zimmer. Als hätte er einen plötzlichen Entschluß gefaßt, eilte er zurück an den Tisch, — aber der Bleistift entfiel ihm, und da er sinnend aufblickte, blieb sein Blick an einem Bilde haften, das in breitem, goldenen Rahmen an der Wand hing. Hastig nahm Friedrich die schwere Glocke von der Lampe, so daß die Strahlen derselben in alle Winkel sich ergossen, und ein Blitzen und Funkeln von Gold und Vergoldung sich ringsumher erhob. Er trat einen Schritt zurück, ließ sich in einen Stuhl nieder und erhob die Augen zu dem Bilde seiner Mutter, das von den Strahlen der Lampe übergoßen, in seiner mädchenhaften Schönheit auf ihn herniederjah. Ein schmerzlicher Laut entfuhr seinen Lippen. — „Mutter!“ preßte er hervor — und erhob die Hände gegen das Bild, dann sanken sie ihm herab und seine thränenfeuchten Augen blieben an den geliebten Zügen haften, die er im Leben nie gesehen hatte. Wenn sie wüßte, wie es mit ihm stand. Wenn sie wüßte, daß ihr einziges Kind, dessen Leben sie mit dem Tode erkaufte, hier

vor ihrem Bilde saß, ein verirrter Mann, ohne Hoffnung, ohne Ziel, das Herz voll Bitterkeit gegen die Welt, gegen den lieblosen Vater, gegen sich selbst, den Thatenlosen, der nichts hatte auf der weiten Welt, dafür er zu wirken wußte! War es nicht immer so gewesen, daß er vor allem flüchtete und hier zu diesem Bilde seine Zuflucht nahm? Als Kind schon hückte er im Dämmerlichte durch die weiten Räume des Hauses unhörbar über die weichen Teppiche, um aus den Schatten dieses öden, morbisch verfinsterten Salons dies Bild sich entgegenstrahlen zu lassen. Strahlen, — denn es war schön, und in dem liebeleeren Kindesleben war es, wie in diesem vornehm düstern Raume, der einzige lichte Punkt. Die Augen des Kindes, die zu dem Bilde emporblickten, erglänzten dann, die kleinen Hände lagen gefaltet ineinander, und der bedächtige Gang der marmornen Kaminuhr war, wie heute, das einzige Geräusch, das in diese stille Andacht drang. Dabei war es zu sonderbar. Da hingen die beiden Bilder, das eine zeigte den Vater in goldglänzender Uniform, jung und kraftvoll, die Linke auf dem Degentnauf ruhend, die Rechte energisch auf die Marmorplatte eines Tisches gestützt, den Blick fest

auf die holde Gestalt gerichtet, die das daneben hängende Bild darstellte. Sie aber schien, der auf sie gehefteten Augen nicht achtend auf den Beschauer niederzublicken wie in ernsten und trüben Gedanken. Die beiden Bilder erzählten dem Knaben schon von ganzen Lebensgeschicken. Und so wuchs er denn auf, der einzige Zauber seiner Kinderjahre war dieses Frauenbild. Und da saß er nun, an Zahlen und Gestalt ein Mann, im Herzen aber noch immer das ernste, träumende Kind, das seinen Trost bei diesem Bilde suchte. Was sollte nun werden? Es mußte etwas geschehen; so ging es nicht fort. Wieder griff er zum Bleistift. Er wird seinem Vater schreiben: Ich verlasse das Haus. Ich sage mich von dir los. Ich nehme meinen Abschied vom Heere. Ich werde, — — ja was, — was wird er beginnen? Was in aller Welt wird er anfangen? Was weiß er? Was kann er? Was versteht er? — Tod und Teufel! Er riß das Papier, das vor ihm lag, in Fetzen, warf es zur Erde und stampfte es in das tiefe Gewebe des Teppichs. — Draußen heulte der Sturm. Friedrich riß das Fenster auf, der Wind packte die schweren Vorhänge und wirbelte dem einsamen Manne das Haar durch-

einander. Die Lampe flammte rötlich auf und erlosch. Das Zimmer, das Bild, alles versank in Schatten. — Langsam verließ Friedrich das Gemach und nach einer Weile trat er aus dem Hause, in einen weiten Mantel gehüllt, einen breiten Hut auf dem Kopfe. Er öffnete das Gitter, das den Park von der vornehm abgelegenen Straße des Tiergartens trennte, und die Schatten der Bäume nahmen ihn auf. Des Weges nicht achtend, überschritt er die Charlottenburger Chaussee und gelangte ziellos auf den Königsplatz. Ein größerer Trupp von Menschen kam durcheinander plaudernd und rufend daher. Männer und Weiber im verschiedensten Lebensalter, auch Kinder darunter, alle bepackt und beladen. Holzkisten, Schachteln in allen Formen schleppten sie. Rote Taschentücher zum Bündel geknüpft, Werkzeuge, Äxte, Sägen wurden dahergebracht. In einiger Entfernung folgten Schutzleute dem Haufen. Friedrich, aufmerksam geworden, ging den Leuten nach, die die Alsenbrücke überschritten, sich dem Hamburger Bahnhofe zuwandten, in dessen Portalen sie verschwanden. Wenige Augenblicke nach ihnen betrat Friedrich den Perron des Bahnhofes. Derselbe bot ein bewegtes Bild. Kisten

und Kisten lagen ringsum aufgetürmt und zwischen ihnen flutete die Menge hin und her.

Ein Glockenzeichen, — die Gepäckstücke verschwand in den Wagen vierter Klasse.

Und nun kam der Abschied.

Mann und Weib schlossen einander in die Arme, der Vater legte die schwielige Hand auf das blonde Kinderhaupt. Der Sohn küßte seiner alten Mutter die Thränen von den Wangen. Und — abseits etwas — stand ein Paar, — Jüngling und Mädchen in Thränen: — hier ward nicht der kleinste Miß gethan.

Zum zweiten Male das Glockensignal: Sie reißen sich von einander los, alles strömt zu einer großen Gruppe zusammen und umgibt in weitem Kreise die Scheidenden. Es ist, als hätte jeder dem anderen noch etwas zu sagen, noch ein letztes Wort, das allen auf den Lippen schwebt. Der halb geöffnete Mund will es aussprechen, die gehobene Rechte will es beteuern, aber alles bleibt still, und scheue Blicke richten sich auf die Schutzleute, die den Haufen umstellt halten.

Das dritte Glockenzeichen. Den letzten Händedruck, den letzten Gruß und sie drängen sich in die

schwarzen Kasten hinein, die Thüren werden zugeschlagen, ein Pfiff der Maschine, — da löst es sich von der Brust der beklommenen Menge mit einem wütenden Schrei der Leidenschaft, der Begeisterung, der Raserei. Es ward kein Wort genannt, keine Parole gegeben und doch verstanden sich alle diese, die in dieses Hoch brausend einstimmten. — Die Halle erzitterte, aus den Wagen dröhnte ein dumpfes Echo, dann kam Bewegung in sie. Sie verschwanden in der schwarzen Nacht. Langsam leerte sich die Bahnhofshalle, Laterne nach Laterne erlosch darin, der herböftliche Nachtwind segte hindurch und trug das verhallende Geräusch des hinbrausenden Zuges zerrissen heran.

Noch eine Weile stand Friedrich und blickte den fern entschwindenden roten Signallaternen des Zuges nach. „Rechtsstaat!“ rief jemand und lachte höhnisch und bitter an. „Rechtsstaat!“ wiederholte dieselbe Stimme. Friedrich wandte sich um. Zwei Männer gingen in erregtem Zwiegespräch an ihm vorbei. Hastig folgte er ihnen und betrat den Wartesaal dritter Klasse. Derselbe war fast leer, an einzelnen Tischen saßen ermüdete Reisende, die den Abgang eines späteren Nachtzuges abwarten mochten. Der

Mamjell an dem kahlen Schantisch drohten die Augen gleichfalls zuzufallen, und in dem düstersten Winkel hockte der befrachte Kellner. Friedrich blickte umher. Dort, an einem Tische, saßen die beiden Männer beieinander. Sie sahen ihn eintreten und ihre vor Erregung blühenden Augen richteten sich auf die seinen. Da war der gleiche flimmernde Glanz. „Du hast es mit angesehen!“ schienen die Blicke der Beiden zu sagen. „Ja, ja, ich sah es, wie Ihr“, entgegneten Friedrich's Augen.

Rasch kam er heran, die Wangen hochgerötet.

„Um Vergebung, meine Herren, das waren ausgewiesene Sozialisten?“

Seine Stimme zitterte.

„Ja wohl, ausgewiesen.“

In dem Antwortenden erkannte Friedrich sofort den Arbeiter. Lose lag ihm der schadhafte Rock über dem zerdrückten Vorhemde, die rote ausgearbeitete Hand mit dem verstümmelten Fingerstrich über den buschigen Kopf und das hartzügige, vom ungepflegten Vollbart umrahmte Gesicht.

„Ausgewiesen, wiederholte er, ja wohl.“

„Wohin gehen die Leute?“

„Nach Amerika.“

Aus Frage und Antwort, so kurz sie waren, zitterte die Erregung der Sprechenden heraus.

„Weshalb so weit?“ fragte Friedrich. Er setzte sich unaufgefordert. So nahmen die Gedanken ihn ein, daß ihm gar nicht Zeit blieb, die verletzten Form zu bedenken.

„Weshalb so weit?“ fragte er noch einmal.

„Aber, ich bitte Sie, versetzte der Gefährte des Arbeiters, ich bitte Sie, sollen die Leute in einem Lande bleiben, das in ihnen Verbrecher erblickt? Sollen sie, um eine neue Existenz zu begründen, nach einer Provinzialstadt ziehen, in der man sie als Ausgewiesene schon mißtrauisch empfangt, in der sie als solche schon von vornherein wie unter Polizeiaufsicht stehen, aus der man sie schließlich durch einen Federstrich wieder vertreiben kann?“

Nach Amerika! Das ist die Lösung! — Es ist zu merkwürdig, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, eine Idee wollen sie mit Gewaltmaßregeln bekämpfen! Hat die Geschichte so wenig belehren können?

Eine Idee kann nur durch eine Idee besiegt werden, durch eine größere, wahrere, durch nichts

anderes. Feuer verbrennt sie nicht, Wasser ertränkt sie nicht, hoch über den Zeiten schwebt sie.“

Er brach plötzlich ab.

Wer mochte er nur sein?

Zu dem Stande seines Gefährten gehörte er nicht. Kleidung und Sprache ließen das erkennen. Seine weiße durchsichtige Hand lag mit gespreizten Fingern überzeugungsgewiß auf seiner Brust. Die etwas gebengte Gestalt hatte sich gerect und hob das Haupt empor. Der Blick schien in weite Ferne gerichtet.

Friedrich horchte erst betroffen auf und lauschte den Worten des Fremden, dann blickte er ihm in's Auge und mit den Wangen des Redenden röteten sich die Seinen tiefer. Das Herz pochte ihm mit immer mächtigeren Schlägen, das Blut rastete in seinen Adern.

Die beiden Männer hielten prüfende Blicke auf ihn geheftet, als erwarteten sie von ihm eine Antwort. Er aber schwieg und weitete tief athmeholend seine Brust, er hatte die Worte nicht für das, was sich in ihm gestaltete.

Eine Pause trat ein.

Friedrich aber, wie aus dem Bedürfnis heraus,

einen Anderen sprechen zu lassen, während in ihm selbst der heißeste Kampf sich vollzog, warf die Frage hin: „Und was bezweckt man mit diesen Ausweisungen?“ — Kurz und hohl lachte der Arbeiter auf. — „Ja, was bezweckt man damit? rief sein Begleiter. Sehen Sie, ich bin kein Sozialist; ich bin nur hier, weil einige Familienväter, denen meine ärztliche und freundschaftliche Teilnahme gehört, unter den Ausgewiesenen sich befinden. Das aber muß ich sagen, daß die Regierung diese Bewegung durchaus falsch behandelt. — Daß der moderne Staat an tausend Gebrechen krankt, das fühlen wir ja alle. Am schwersten und schmerzlichsten freilich fühlt's das Volk, das schaffende Volk, das Herz und die Hand, das Mark der Nation.

Nun ist da ein Gedanke aufgetaucht, plötzlich und unvermittelt. Ein Gedanke, der in all' seiner Fremdartigkeit die verzweifeltsten Gemüter berauschte: Der Sozialismus. Ein Gedanke, nichts weiter. Ein Gedanke, der, wenn die staatliche Form für ihn gesucht wird, zerflattert und zerrinnt wie ein Nebelbild. Aber die Menge hat ihn erfaßt, sie klammert sich an ihn. Sie ist bereit, für ihn zu dulden. Da stand nun der Staat und sah das Unheil wachsen.

Er war ratlos. Was sollte er diesen Dingen gegenüber thun? Wie zu ihnen sich verhalten? Wie der unheimlich wachsenden Gewalt dieser Bewegung entgegentreten?

Ihm kam ein unglückseliger Gedanke. Mit höchst eigenen Händen gab er der neuen Idee Adel und Weihe; er schuf ihr Märtyrer.

Da sehen Sie nun die Folgen. Der Prozentsatz der sozialistischen Reichstagswähler wächst mit furchtbarer Stetigkeit. Der Druck des Ausnahmegeretzes erzeugt den Gegendruck geheimer Agitation, die rastlos arbeitet. Wir werden die Wirkung dieser Arbeit bald genug merken. Die bevorstehende Neuwahl der Stadtverordneten-Versammlung wird davon spüren lassen. Die nächsten Reichstagswahlen nicht minder. Und so setzt sich dieser Gedanke in den Gehirnen fest, wie ein neuer Glaube erfasst er die Seelen. In meiner nächsten Umgebung fallen ihm die Menschen zu; auch dieser hier, mein Freund Herning, sonst ein verständiger kluger Mann, ist ihm ergeben. Sehen Sie, schon greift er in die Tasche, um Ihnen irgend eine Schrift zuzustecken. Es gilt eine Seele zu fangen, da sind diese Herren nicht zu halten.“

„Wir müssen sehen, wo wir Freunde finden, sagte Herning. Übrigens, der Doktor Jakoby hier, der sich über unseren sozialistischen Staat immer lustig macht, ist selbst ein Sozialist.“

„Was? Ich? Wie können Sie so etwas jagen, Herning?“

„Ihr zweites Wort ist: „Wir alle sind für einander verantwortlich.“ Wer das sagt und, wie Sie, danach handelt, der ist der wahre Sozialist. —

Na, das wollen wir jetzt lassen. Hier habe ich den Aufruf der Partei. Es ist wegen der ersten Wahlversammlung. Lehmann gab ihn mir, wandte er sich an den Arzt, ich soll ihn bloß unterschreiben und dann in die Druckerei bringen. Er wird noch heute Nacht gedruckt. Wollen Sie mal sehen?“

Er reichte Friedrich das Blatt hin, dieser griff danach, in seinen Augen flimmerte es. Er las:

„Arbeiter!

Die Zeit ist gekommen, das Schweigen zu brechen und zu reden. Der Tag ist da, die Hände zu erheben und zu handeln. Es gilt, das Joch des Elends und der Not, das uns niederbeugt, mit starker Faust zu packen. Arbeiter! wir ringen nach Luft und Leben! Wir

streben heraus aus dem Abgrunde der Sorgen und der Leibesnot, in dessen Dunkel wir verkommen. Wir wollen die Sonne sehen! — Eine große Zeit ist heraufgezogen. Erfinder und Entdecker bringen täglich neue Mittel für die Verschönerung des Lebens; Forscher und Denker lassen täglich neue Sterne der Erkenntnis aufgehen, und die Welt ist wissender und reicher denn je. Nur wir, die Ent-
erbten, wir darben und trauern. Wir wollen die Sonne sehen, wie die Andern; wir wollen einen Strahl des Licht's erhaschen, das das Jahrhundert blendend über die Menschheit wirft! Genossen, wir rufen Euch, am über die nächste Zukunft zu beraten.

Durch Kampf zum Sieg!

Versammlung der Gesinnungsgenossen Frei-
tag, den 10. d. M. Abends 9 Uhr in der alten
Linde!"

Eine neue Blutwelle war Friedrich in die Wangen geschossen. Er ließ das Blatt auf den Tisch zurückfallen und stierte vor sich hin.

Herning rief den Kellner und ließ Feder und Tinte bringen. Schwerfällig zeichnete er seinen Namen auf das Papier.

Friedrich saß regungslos, sein Auge schien erstarrt, seine Züge leblos; es war, als hätte sein gesamtes Leben sich um einen einzigen Punkt gesammelt, den es wogend umbrandete.

Eben hatte der Arbeiter die Feder niedergelegt. Wie von einem Schlage getroffen sprang Friedrich auf, ergriff die Feder, riß das Papier zu sich herüber und setzte mit fliegender Hand seinen Namen unter den Aufruf. Er saßte nach der Stirn und sank auf seinen Stuhl zurück. Die beiden Männer sprangen überrascht von ihren Sätzen und griffen nach dem Papier.

Erstaunt sahen sie einander an. Der Aufruf der Arbeiterpartei war unterzeichnet:

„Friedrich Graf von der Haiden.“





II.

Friedrich konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Erst die Morgenstunden brachten ihm Ruhe, und gegen Mittag erwachte er. Blitzschnell schossen ihm die Ereignisse der vergangenen Nacht durch den Kopf. Er kleidete sich eilig an und betrat sein Wohnzimmer. Auf dem Schreibtisch fand er einen Brief, mit grüner Marke besetzt und nicht verschlossen. Hastig riß er den Umschlag ab und entfaltete den nachts gedruckten Aufruf. Da stand es: „Wir wollen die Sonne sehen“, mit großen Buchstaben stand es auf dem rauhen Papier. Er wandte das Blatt, die Reihe der Unterzeichner, vier eng gedruckte Zeilen, schloß eine fünfte ab, in welcher nur zwei Namen zu lesen waren. Franz Herning und, — da stand es in klarem Druck: Friedrich Graf von der Haiden.

Lange starrte er darauf hin, bis die Buchstaben ihm vor den flimmernden Augen tanzten und ineinander flossen. Er raffte sich entschlossen auf und begab sich in das Zimmer seines Vaters. — Seinem Anklopfen antwortete ein lautes Herein. Er öffnete die Thür und erblickte seinen Regimentskommandeur im Gespräch mit seinem Vater und, — ein wenig bleich werdend, aber doch die volle Fassung bewahrend, sagte er: „Um Vergebung, wenn ich störe“. — „Tritt näher,“ rief ihm der General zu, aus dessen Blicken das helle Feuer loderte. „Tritt näher, ich wollte Dich eben rufen lassen“ — Friedrich trat heran. —

Was ist das? Dort auf dem Tische zwischen den beiden Männern, die mit hochgerötetem Gesicht einander gegenüber sitzen, liegt derselbe Aufruf, den er hier in seiner Hand hält, den er eben herbeibringt, einen Scheidebrief an alle die Menschen, denen sein Leben bis dahin verpflichtet war.

„Der Herr Oberst, sagte der General mit zitternder Stimme, bringt mir da eben ein Papier, das einer Deiner Herren Kameraden diesen Morgen auf dem Treppenspur meines Hauses fand. Es ist ein Aufruf der Arbeiterpartei, dessen letzte Unter-

schreibt Deinen Namen nennt. Sieh her, hier steht es schwarz auf weiß: Friedrich Graf von der Haideu.“

„Ich weiß es,“ sagte Friedrich ruhig und bereitete den Aufruf, den er mitgebracht, vor den erstaunten Männern aus.

„Du hast es also schon erfahren, fuhr der General fort, nun, es giebt in Preußen keinen Zweiten Deines Namens. Dieser Aufruf hier ist anlässlich der Stadtverordnetenwahlen erlassen worden. Ich bin nun der Meinung, daß hier mit einem altadligen Namen ein ruchloser Mißbrauch getrieben worden ist, der auf der Stelle inhibiert und schwer bestraft werden muß. Es wundert mich im höchsten Grade, Dich so ruhig zu sehen, da Du Deinen Namen unter dem Aufruf einer revolutionären Banditengeellschaft prangen siehst.“

„Auch ich, Herr Lieutenant, sagte der Oberst, bin äußerst erstaunt, einen jungen Offizier, der seinen Namen derart beschimpft findet, so wenig Entrüstung und Erregung über das ihm Zugestohene äußern zu sehen.“

„Herr Oberst, sagte Friedrich sich hoch aufrichtend, einen Offizier sehen Sie in mir nicht mehr. Das Schreiben, in dem ich meinen Abschied

nahm, hat in diesem Augenblick seinen Bestimmungsort schon erreicht. — Was den Ausruf betrifft, so bekenne ich mich zu seinem Letztunterzeichneten.“

Ein Blitzstrahl, zwischen den beiden Männern in die Erde gefahren, hätte sie nicht entseßter aufspringen gemacht, als das, was sie eben vernahmen. Der General stürzte auf Friedrich zu, packte ihn am Arm und, ihn mächtig schüttelnd, rief er: „Wube, Du bist wahnsinnig, wahnsinnig bist Du!“ — Mit einem Ruck befreite Friedrich seinen Arm und einen Schritt zurücktretend, sagte er: „Vater, vergiß nicht, mit wem Du redest.“ —

Der Oberst hatte seinen Helm ergriffen und sagte mit einer tiefen Verbeugung gegen den General: „Da der junge Herr der Armee nicht mehr angehört, so wollen Excellenz meine Einmischung in diese Affaire gütigst vergeben.“ — Ohne Friedrich eines Blickes zu würdigen, schritt er der Thür zu. Der General geleitete ihn hinaus. „Herr Oberst, sagte er, ich bitte um Ihre Diskretion über alles, was Sie hier gehört haben. Ich werde mir die Freiheit nehmen, heute Nachmittag bei Ihnen vorzusprechen. Erwarten Sie mich gütigst um drei Uhr.“ — Er reichte dem Oberst die Hand. Kaum

war er mit seinem Sohne allein, als er den Schlüssel im Schloß herumdrehte und ihn abzog. Er rüttelte an der Thür, um zu sehen, ob sie fest verschlossen sei. Es war die einzige im Zimmer. Jetzt wandte er sich seinem Sohne zu, der mit verchränkten Armen seinem Thun zugehauert hatte. Er maß ihn mit einem Blicke des Hasses und der Verachtung und trat an den Schreibtisch, an dem er sich niederlegte und zu schreiben begann. Eine tiefe unheimliche Stille herrschte im Zimmer. Friedrich unterbrach sie bald.

„Ich wüßte nicht, sagte er, was wir beide noch mit einander zu verhandeln hätten. Ich wiederhole Dir, daß alles meinerseits mit voller Ueberlegung geschah und daß ich nicht die geringste Reue darüber empfinde. Ich verlasse selbstverständlich dieses Haus, um fürderhin meinen Ideen zu leben. Öffne mir die Thür, gib mir den Weg frei und leb wohl.“ — Der General blickte betroffen auf. „Das ist denn doch unglaublich, rief er, die Feder hinwerfend und aufspringend, wenn ich nicht wüßte, daß es der heilige Wahnsinn ist, den Dein Reden und Dein Thun verraten, ich schöffe Dich nieder wie einen Hund! Butsche, rief er drohend vor seinen Sohne hintretend,

Bursche, hast Du denn überhaupt eine Idee davon, was Du gethan hast? — Du hast auf Streiche gesonnen, die mich verdrücken sollen! Bist auf Deinen verdammten Bummelfahrten in schlechte Gesellschaft gekommen! Hast, schnapsberauscht, den ersten besten schmierigen Wisch unterschrieben, den verkommenes, arbeitscheues Volk Dir unter die Nase hielt! O Du nichtsnutziger Geselle! Mit Fingern wird man nach mir zeigen! Der König wird mich verabschieden! Mich, der ich alt und grau in seinem Dienste geworden bin. — Jahrhunderte alten Überlieferungen hast Du ins Gesicht geschlagen! Dein Wappen hast Du bespicien! Den König, Deinen Herrn, beschimpft! — Und alles das in einem Kümmeleausch, wahnsinniger Tollkopf Du.“

„Ich habe nun genug, öffne die Thür!“

„Noch nicht! Noch sind wir nicht so weit! Hier giebt's nur zweierlei. Sofort unterschreibst Du die Erklärung, daß Deine Unterschrift Dir mit List abgenommen, ohne Wissen und Überlegung von Dir hingegeben, zurückgezogen wird. Erklärst, daß Du mit den Ideen, von welchen der Aufruf spricht, nicht im geringsten Einverständnis bist. Bekommst

sofort von mir Dein Pflichtheil und gehst auf der Stelle nach Amerika. — Oder — ich lasse hier sofort den Stabsarzt kommen, — erzähle ihm die Sache und — wir sperren Dich in's Irrenhaus!"

Mit weit geöffneten Augen blickte Friedrich auf seinen Vater, die Faust ballte sich ihm, ein Ingrimmpackte ihn, der ihm den Atem raubte.

„Öffne!“ brachte er mühsam hervor.

„Erst die Erklärung!“

„Niemaß!“ donnerte Friedrich, den die Wut jetzt übermannte. „Die Thür geöffnet, — oder ich sprengte sie!“

Er schickte sich an, gegen die Thür zu stürzen. „Nicht von der Stelle!“ rief der General und riß eine Pistole von der Wand. „Nicht von der Stelle, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“

Er hatte den knackenden Hahn gespannt und, seiner selbst nicht mehr mächtig, die Waffe gegen den Sohn gerichtet.

Friedrich stand einen Augenblick wie erstarrt, den Kopf gehoben, die ganze Gestalt hoch aufgerichtet, die Augen stier auf den Vater geheftet, dann zuckte ein verächtliches Lächeln um seinen Mund, der Waffe nicht achtend, der Kugel den

Rücken bietend, ging er entschlossen auf die Thür zu. Mit ganzer Körperwucht warf er sich gegen sie, sie barst und ihre Flügel flogen krachend auseinander.

In seinen Händen barg der General das Gesicht. — die Waffe war ihm entfallen. —





III.

Drüber, gegenüber dem Hause, in welchem die Pfandleihe von Jsaak Sakoby sich befand, stand ein Mensch, der eben dieses Haus mit befremdeten Blicken betrachtete. Sein Gesicht war hoch geröthet, und aus den unruhigen Blicken leuchtete heftige Erregung. Vor wenigen Stunden hatte die väterliche Hand den Lauf einer Pistole gegen ihn gerichtet; eben war er mit seinen Habseligkeiten aus dem Vaterhause geschieden, das er vorderhand mit einem Gasthose dritten Ranges vertauschte. Jetzt, in dem Wirral seiner Gedanken und Zukunftspläne, suchte er den Dr. Sakoby, um Rat für das Künftige zu holen. Er stand aber und zauderte und konnte mit der Verwunderung nicht zu Ende kommen. Ist es denn möglich? Die Hausnummer 16 ist richtig, die Straße — die richtige; er suchte

dort den Dr. Jakob und fand — eine Pfandleihe von Jaak Jakob! Er ging hinüber. — Wichtig, da links auf dem kleinen Porzellschilder steht es: Dr. Jakob, Arzt. Aber der Pfandleiher? Friedrich trat in den düstern Hausflur: da — rechts, an der schmutzigen Wandfläche steht es wieder: Zum Lombard-Comptoir, und eine verzeichnete Hand weist nach dem Eingange dort, zu dem ein paar Stufen in die Parterre-Wohnung führen, und — wahrhaftig — hier an der Eingangsthür wieder das gleiche Schild des Arztes. Sollte er wirklich ein Sohn oder Bruder des Pfandleihers sein? Kopfschüttelnd erstieg Friedrich die Stufen, trat in einen schmalen, finstern Gang, öffnete eine nur angelehnte Thür und meinte, bei einem Trödler einzutreten. Die Wände sind rings mit Kleidungsstücken verschiedener Art bedeckt. Da hängt ein alter Sommerüberzieher neben einem verschossenen grünseidenen Kleide, welches seinerseits wieder freundliche Nachbarschaft mit einem alten Soldatenrock hält, dessen verblichene, rote Aufschläge und erblindete Knöpfe von besseren Tagen reden. An die Wände gelehnt stehen alte Ölgemälde mit abgestoßenen verstaubten Goldrahmen. In all' diesem Zeuge aber ist eine

gewisse Ordnung und Methode, welche dem Ganzen das Tröblicherhafte nimmt und vielmehr auf ein Geschäft hindeutet, das nach kaufmännischen Regeln geführt wird.

Drüben hinter dem Badentisch, an einem alten Pult' erhebt sich ein weißbärtiges Haupt, auf dem ein schwarzes Sammetkappchen thront. Ein verzehmter Blick aus den dunklen Augen prüft den Eingetretenen, der etwas unschlüssig den seinen über diese bunte Welt der Lumpen schweifen läßt. „Was wünschen Sie?“

„Wohnt hier Herr Doktor Jakoby?“

„Mei Sohn, krächzte der Alte, kommt in äuner halben Stunde nach Hause, 's kann sogar noch 'a bißchä länger dauern. Woll'n Sie warten?“

„Wenn Sie gestatten,“ jagte Friedrich ganz verwirrt.

Der Alte schlich hüstelnd hinter seinem Badentisch hervor, ergriff einen Schlüsselbund, sah sich seinen Mann erst noch einmal von Kopf zu Fuß mit gekniffenen Augen an und forderte ihn dann auf, näher zu treten. Er führte ihn über den Gang, öffnete eine Thür, die in ein kahles, schmuckloses Stübchen führte, bot dem Fremden

einen der Holzstühle und fragte: „Wie heißen Sie?“

„Graf von der Haiden.“

Wieder ein Blick von Kopf zu Fuß. Der Titel mußte ihm doch nicht sehr imponiert haben, denn er schlich an die Thür, die zum Nebenzimmer führte, verschloß sie und steckte den Schlüssel ein. Dann blickte er sich in dem kleinen Zimmer um, und da so ziemlich alles nicht niets- und nagelsteife mit Ausnahme der Holzstühle unvertreten war, so zog er sich mit einem letzten mißtrauischen Blicke auf den Grafen hüstelnd zurück. — In Gedanken versunken saß Friedrich. Das sollte der Vater jenes Mannes sein, den er hier suchte, dicier schlüffelklappernde, mißtrauische Mann mit dem Spitzbubeugesicht? Was war es nur? Ihn schauderte. Von dem Sohne dieses Mannes wollte er nun in seiner Erschütterung Lebensweisung begehren. Wie, wenn ihm der ganze Mensch in der Erregung des Augenblicks ganz anders erschienen, als er in Wirklichkeit war? Wie, wenn er nichts anderes war, als der leibhaftige Sohn dieses Alten? Und wenn nicht, wie kann ein solcher Sohn einen solchen Vater ertragen? Friedrich schüttelte den Kopf und sah in dem fahlen

Raume umher. Haus der Räthel, wie verjstelt
ich Dich? —

Inzwischen ward die Thür des Lombard-Comp-
toirs aufgerissen und ein unterseßter junger Mann
war hereingestürmt.

„Guten Tag, Herr Jakoby!“

„Guten Tag, Herr Hart.“

„Fräulein Judith zu Hause?“

„Se hält ihre Nähsschule ab.“

„Ach schade. Dauert's noch lange?“

„M . . . na . . .“

„Schade, schade; adieu Herr Jakoby!“

Er stürmte nach der Thür.

„Hören Sie 'mal, Herr Hart, 'n Augenblick!“

Der Gerufene wandte sich und riß mit einem
Ruck den kleinen runden Hut, den er schon aufge-
seßt hatte, von den blonden, starr aufrecht stehenden
Haaren.

„Sagen Sie 'mal, Herr Hart . . .“

„Ja?“

„Kommen Sie 'mal her; kennen Sie ennen ge-
wissen Grafen von der Haiden?“

„Wie? Was? Ob ich den kenne, den Grafen
von der Haiden?“

„Schrei'n Se nich so, de Thier steht auf, a sikt drieben im Wartezimmer.“

Starr stand der Kleine da, mit offenem Munde, weit riß er die großen, hellen Augen auf und starrte damit dem Alten in's Gesicht.

„Was sagen Sie? Der Graf von der Haiden sikt drüben?“

„Ja, sagte der Alte ruhig, nu was is mit'n?“

„Drüben? Drüben im Wartezimmer?“

„Ja, ja. — Nu — sagen Se! Heer'n Se mal . . .“

Er hatte gut schreien, der Alte; mit einem Satz war der Kleine an der Thür. Krach! hatte er sie zugeworfen, — noch ein Paar Sprünge, — und da stand er mit hochgeröteten Wangen vor diesem Grafen von der Haiden. Ja, da stand er nun. — Im ersten Moment begnügte er sich, seinen kleinen abgetragenen Hut zwischen den Fingern herum zu drehen, dann aber, als er die Augen erhob und dem erstaunten, fragenden Blicke des Grafen begegnete, riß er aus der Tasche ein Papier, entfaltete es mit Hast und auf einen Namen deutend sagte er: „Um Vergebung, sind Sie diejer Graf von der Haiden?“

Verwundert war Friedrich aufgestanden, hatte einen Blick auf den Aufruf, den ihm der Kleine hinhielt, geworfen und sagte dann ruhig: „Ja, mein Herr, der bin ich.“ — „Herr Graf, jagte der Kleine, mein Name ist Hart, ich danke Ihnen im Namen der Partei!“ — Er streckte dem Grafen begeistert beide Hände hin, nachdem er das Papier und den Hut auf einen Stuhl gelegt hatte. Zögernd hatte Friedrich eingeschlagen: der Kleine begriff das.

„Mein Herr, sagte er, ich verstehe, daß ich Ihnen zur Abstattung eines solchen Dankes nicht legitimiert erscheine. Nun wohl, ich bin allerdings noch sehr jung, aber, — er schlug sich an die Brust, mein Leben gehört der Partei, und soviel ich mit meinen schwachen Kräften vermag, bestrebe ich mich, ihr zu nützen, wie dieser Aufruf hier beweist.“

„Dieser Aufruf?“

„Stammt aus meiner Feder, Herr Graf.“

Friedrich sah den jungen Menschen genauer in's Auge. Vor ihm stand ein vielleicht achtzehnjähriger Burjache von kleiner, aber kräftiger Gestalt, mit breiten Schultern. Hoch auf sträubte sich sein blondes Haar, ein lebendiger Geist blickte ihm aus den Augen.

„Sie müssen mir meine Aufregung ein wenig zu Gute halten, Herr Graf, ich sehe mich nämlich hier zum ersten Male gedruckt, und das hat für einen Anfänger, wie ich bin, etwas Berauschendes. Was aber ist das alles gegen die Seligkeit, die ich heute verspürte, als ich Ihren Namen unterzeichnet sah, als ich hörte, daß mein schwacher Ruf unserer Fahne einen neuen Kämpfer zugeführt hat. Ich höre davon, stürze hierher, um Fränlein Judith, der Tochter des Hauses, die nämlich nie an meine Begabung auf litterarischem Gebiete glauben will, meinen Triumph mitzuteilen, treffe sie nicht, höre dagegen, daß Sie, Herr Graf, hier seien, stürme herein, um Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen und Ihnen mit meinem Geschwätz unbequem zu werden.“ „Ganz und gar nicht, Herr Hart, sagte Friedrich, den der kleine, pathetische Mensch zu interessieren begann.

„Nein, Herr Graf, hub er wieder an, Welch ein Mut, Welch eine Kraft der Überzeugung! Ein Mann in Ihrer gesellschaftlichen Stellung unterzeichnet einen Aufruf der Arbeiterpartei! Es war eine That, über die ganz Deutschland staunen wird, eine That, die Ihnen solange ich lebe meine volle Bewunderung und Hingebung sichert!“

Wie ihm die Augen sprühten und die Nasenflügel bebten, ein Feuer durchglühte ihn und warf einen lichten Schein auch in Friedrichs Herz und erfüllte auch ihn mit neuem Hoffen, mit neuer Freudigkeit; denn es giebt nichts Befeligenderes als diesen ursprünglichen, warmblütigen, hinreißenden Beifall der frischesten Jugend. Friedrich drückte dem neuen Freunde dankend die Hand, trug einen Stuhl heran und sie rückten vertraulich zusammen.

„Sie wollen Schriftsteller werden?“

„Ach, wenn ich Zeit hätte! — Mein Fachstudium nämlich, ist Chemie, für die ich die gleiche Neigung habe wie für Litteratur. Aber es ist zu schwer, zweien Herren zu dienen. — Das ist auch der eigentliche Grund, weshalb, wie ich Ihnen schon sagte, Fräulein Judith mir das Talent für die Schriftstellerei so absolut abspricht. Sie will nämlich nur nicht haben, daß ich mich zersplittere, sondern vielmehr meine ganze Kraft auf das nicht gerade kleine Feld der Chemie concentriere.“

„Und da hat sie recht.“

„Zawohl, Herr Graf, aber wer kann für seine Neigungen?“

„Nun, wenn Sie es bei den beiden bewenden lassen.“

„Aber ich habe ja noch eine!“ schrie der Kleine wie ein Kind, das dem Weinen nahe ist.

„Noch eine?“

„Nun die Partei! — Und das ist die brennendste von allen! Und wenn ich in der Litteratur und in der Chemie meine Kräfte anspanne, so geschieht es nur in ihrem Dienste.“

„Die Chemie im Dienste der Partei? Das klingt ja ganz gefährlich.“

„Nichts von Dynamit, nichts von Anarchismus! Es ist die volkwirtschaftliche Chemie, der ich mich widmen will.“

Friedrich hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte sinnend auf die fast noch knabenhafte Gestalt vor ihm. Welch eine Zeit, dachte er, die die Jugend aus ihren Träumen aufschreckt und in den Jahren der Nachtigallen und des zartesten Herzensfrühlings stirnrunzelnd an sie herantritt, mit ihren düstersten Rätselfeln.

„Haben Sie noch Eltern?“

„Ja.“

„Nun, was meint Ihr Herr Vater zu Ihren Neigungen?“

„Na, da habe ich natürlich viel zu leiden. Er ist ja allerdings ein riesiger Demokrat, aber wir stehen ihm denn doch noch sehr entfernt. Im Übrigen lächelt er über meine Ansichten und hält sie für jugendliche Unreife.“

„Wie kamen Sie in dieses Haus?“

„Franz Herning, ein Werkführer meines Vaters und Jugendfreund des Doktors, führte mich hier ein.“

„So sind Sie mit dem Doktor befreundet?“

Wieder ein elektrisches Aufblitzen in den großen, grauen Augen. „Herr Graf, er ist mein Ideal!“

„Aber doch kein Sozial-Demokrat?“

„Doch, doch! Er ist einer; er weiß es bloß nicht.“

„Und dieser Pfaubleiher ist der Vater des Doktors?“

„Fräulein Judith! rief Hart aufspringend und die letzten Worte des Grafen überhörend. Friedrich blickte nach der Thür, auf deren Schwelle die Tochter des Hauses erschien. Hart war mit dem Flugblatt der Eintretenden entgegengejäturt.

„Hier, rief er, sehen Sie einmal!“

„Sachte! Sachte!“ jagte Judith, des Grafen tiefe Verbeugung höflich erwidernnd.

„Herr Graf von der Haiden. — Fräulein Judith Sakobn, jagte Hart vorstellend. — Aber nun lesen Sie! Lesen Sie doch!“

„Um Vergebung, Herr Graf, Sie sehen, ich muß dieß Opfer bringen, wenn ich das Zimmer noch lebend verlassen will.“ — Sie trat an das Fenster und laß. Lächelnd betrachtete Friedrich die atemlose Spannung Harts, der der Lesenden starr ins Gesicht sah, um die Wirkung seiner Worte zu erspähen. Dann schweiften Friedrichs Blicke zu Judith hinüber und verweilten auf der wohlgebildeten Gestalt und den geistvollen Zügen; unter den langen, gekrümmten Wimpern sah er die großen dunklen Augen von Zeile zu Zeile eilen, indes ein Lächeln die halbgeöffneten Lippen umspielte und die leidenschaftliche Sprache des Aufrufs das stolze Heben und Senken ihrer vollen Brust nicht um das Geringste zu beschleunigen vermochte. Sie hatte geendet, ließ das Blatt sinken und blickte einen Moment dem erwartungsvollen Autor stierend in die Augen, dann leuchtete es schelmisch in den ihren auf und sie

sagte: „Ernst, Sie sind doch das personifizierte Ausrufungszeichen.“

Starr stand der Kleine, dann rief er unmutig: „Ich will ja kein Urteil über mich, sondern über dieses!“ Er wies auf das Flugblatt. „Hübsch. Ganz hübsch,“ sagte Judith.

Dem jungen Schriftsteller sanken die Arme wie in stummer Resignation herab. „Sehen Sie, Herr Graf, sagte Judith, so muß ich den Windmühlkampf gegen die Eitelkeit dieses Autors führen.“ Friedrich wollte etwas erwidern, da öffnete sich die Thür, ein altes Mütterchen steckte den Kopf herein und draußen auf dem Gange ward es lebendig von Kinderlärm und halblauter Unterhaltung.

„Nur hier herein, Mutter Mühling! rief Judith. Dann sagte sie: Wir müssen hier den Platz räumen, meine Herren, die Patienten meines Bruders vertreiben uns. Führen Sie den Herrn Grafen in's Wohnzimmer, Ernst, sein Sie so freundlich! Ich werde sogleich bei Ihnen sein, meine Herren.“

„Gnädiges Fräulein, sagte Friedrich, ich würde es doch vorziehen, ein andermal wiederzukommen, ich darf Ihre Zeit . . .“

„Wenn Sie nur von unserer Zeit reden und

nicht von der Thren, Herr Graf, so möchte ich Sie bitten, noch ein wenig zu verziehen. Mein Bruder muß jeden Augenblick kommen; die Abfertigung der schüchternen Patienten dadraußen, die sich noch immer nicht hereintrauen, wird nicht lange dauern, und ich bitte Sie, inzwischen mit unserer Gesellschaft vorlieb zu nehmen.“

Sich verbeugend verließ Friedrich in Begleitung seines neuen Freundes das Zimmer. Als er den Kopf noch einmal wandte, bemerkte er, wie die Patienten, arme Leute in zerklumpter Kleidung, das Fräulein umringten, welches der einen der Frauen das kranke Kind aus den Armen nahm. Ernst öffnete draußen auf dem halbdunklen Gange eine Thür und trat mit seinem Begleiter in das Wohnzimmer, einen behaglichen Raum, der mit altväterlichen Möbeln ausgestattet war. Ernst trat schweigend an das Fenster und starrte auf den Hof hinaus. Friedrich legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Hat die Kritik des Fräuleins Sie verstimmt?“

Der gekränkte Autor blickte mit seinen großen Augen zu dem Fragenden auf. „Hübsch, ich hasse dieses Wort, hübsch — ganz hübsch, — es ist ein

abscheulicher Ausdruck. Übrigens ist es eine Dummheit, daß ich mich darüber ärgere, weiß ich doch nur zu gut, daß ihr Urteil nicht unbefangen ist; sie hat eine Absicht bei ihrem „wirklich hübsch.“ Ich sagte Ihnen ja schon, sie will mir die Vergabung für die Litteratur absprechen und ausreden, denn sie mag es nicht leiden, wenn jemand den Platz verläßt, auf den er einmal gestellt ist. So verlegt es ihr Pflichtgefühl, wenn sie sieht, wie ich, der ich dem Studium der Chemie bestimmt bin, anderen Dingen nachhänge, die gar nicht auf meinem Lebenswege liegen; aber sie weiß nicht . . .“

Hier trat die, von der gesprochen ward, ein und wie ein Angeordneter, der gerade einen abwesenden Minister abkanzelt, durch dessen plötzliches Erscheinen überrascht, seine Verlegenheit durch ein dreifaches Pathos zu verbergen sucht, so wiederholte der Redende, als er sie erblickte, emphatisch: „Ja, sie weiß nicht, daß ich die Kraft habe für beide Dinge. Sie weiß nicht, daß ich ein großer Chemiker und ein großer Schriftsteller zugleich sein werde! Nein, Herr Graf, das weiß sie nicht! Ich werde es ihr aber beweisen! Wie ich Sie so ansehe, Herr Graf, steigt mir eine Idee auf, ein Plan, dessen

Brennpunkt Sie selber sind! Ja, ich werde einen sozialen Roman schreiben, werde ein Bild unserer bewegten Zeiten geben, werde Sie, ein echtes Kind dieser Zeit, zur Hauptfigur meines Gemäldes verwenden. Ja, staunen Sie nur, ich werde es thun, denn es ist eine Welt von Konflikten, die mir Ihr Leben bietet. Der Aristokrat, der die Brücken hinter sich abbricht und aus der Mitte der Seinen hinuntersteigt zu dem leidenden Volke, von dem ihn Lebensgewohnheit, Erziehung und so viel tausend anderes trennen. Das ist der Vorwurf, den ich ausführen will. Dann will ich doch einmal sehen, ob man es noch wagen wird, mein Werk mit einem Lächeln in die Hand zu nehmen und vornehm zu sagen: Hübsch, ganz hübsch. Ich sage Ihnen, man wird es nicht wagen und damit Punktum!"

"Auernfungszeichen!" rief Judith dem Davoneilenden nach, der die Thür krachend ins Schloß warf.

"Sie müssen ihm das nicht übelnehmen, sagte Judith lächelnd, junger gährender Wein, — ich hoffe, 's wird noch ein tüchtiges Getränk. Jugend, Jugend, — das ist sein ganzer Fehler."

"Glückseliger Fehler," sagte Friedrich.

„Schon so alt, Herr Graf?“

„Dagegen ja; so glaubt man doch nicht mehr an seine Ideale, so rechnet man nicht mehr auf die Erfüllung seiner Hoffnungen. Wie der dahinstürmt, als gäbe es nichts auf dieser Welt als fröhliches Gelingen, als wüchse der Erfolg wild, wie die Brombeeren. Dagegen sind wir doch schon älter, schon bedächtiger.“

Ein fragender Blick aus Judiths Augen traf Friedrich, da er dies sagte; er stutzte, fühlte sich erröten und setzte dann zögernd hinzu: „Es kann ja wohl geschehen, daß ein ganzer Mann von einer Idee blikartig hingerissen wird, besonders einer, dessen ganzes Leben bis dahin nur ein schmerzhaftes Suchen nach seinem Zwecke war. fand er ihn endlich und begrüßte dieses Glück mit einer raschen That, so weiß er auch, daß der Weg rauh ist, den er betreten.“

Draußen ging eine Thür.

Judith sprang auf. „Mein Bruder ist gekommen, gestatten Sie einen Moment.“

Sie eilte hinaus. Es vergingen einige Minuten, dann trat der Doktor ein. Er reichte Friedrich die Hand und hieß ihn willkommen.

„Herr Doktor, sagte Friedrich, es drängte mich, Sie aufzusuchen. Ich habe seit gestern Nacht so vieles erlebt: es trieb mich zu Ihnen, daß ich es nur gerade heraus sage, meine Ratlosigkeit treibt mich zu Ihnen.“

„Ihre Ratlosigkeit?“ Der Doktor sah Friedrich forschend an.

„Das heißt, — ja — der Wunsch, Sie um Rat zu fragen. Ich habe mich in Verhältnisse gestürzt, die ich so gar nicht kenne.“

Der Doktor strich nachdenklich durch sein krauses Haar.

„Mein Gott, sagte Friedrich, wie von Angst befallen, was werden Sie von mir denken? Was berechtigt mich, bei Ihnen gerade Rat zu suchen? Ich weiß ja nicht einmal, wie Sie über das, was ich gethan habe, urtheilen. Jetzt erst, da ich vor Ihnen stehe, fällt mir das alles auf's Herz. Ich bin wirklich ganz . . .“ Er strich sich über die Schläfe.

„Daß Sie zu mir kommen, um sich Rat zu holen, dafür danke ich Ihnen. Es ehrt mich immer, wenn ein Mensch mich dessen wert erachtet. Ihre That anlangend, denke ich: Es hat ein Mann seiner

Meinung tapfer Ausdruck gegeben. Das ist immer groß. Sie haben etwas gewagt und stehen nun bereit, die Folgen zu tragen.“

„Ich trage sie schon. Noch gestern nahm ich meinen Abschied von der Armee. Diesen Morgen sagte ich mich von meinem Vater los. Was zwischen mir und — ihm — geschah, — möcht' ich vergeffen.“

Er stockte und wandte sich ab. Seine Lippen bewegten sich. Mit einem hilflosen Blick sah er im Zimmer umher.

„Nun — nun — ist — ich — muß — Ihnen“ mit einem raschen Blick wandte er sich dem Doktor wieder zu. „Das ist so grauenhaft, denken Sie — ich weiß ja nun garnicht — wie ich der Sache nützen soll, für die ich das gethan habe.“

„Sie haben ihr doch schon genützt, eben durch Ihre That. Sie werden ihr weiter nützen. Sie haben den Willen dazu, das Wie wird sich ergeben. Sind Sie unabhängig? Ich meine — vermögend.“

„Ich besitze nichts.“

„Nun also, die erste Aufgabe ist gestellt. Sie haben für Ihren Unterhalt zu arbeiten.“

„Wüßten Sie eine Beschäftigung?“

Der Doktor sann nach.

„Sind Sie des Englischen mächtig?“ fragte er.

„Ja.“

„Würden Sie im Stande sein, leichtere Schriften in's Deutsche zu übersetzen?“

„Vollkommen.“

„Nun, sehen Sie, so ist eine Arbeitsgelegenheit für Sie gefunden. Ein mir befreundeter Verleger sucht einen Übersetzer.“

„Ach — ich danke Ihnen! — Und — ich schäme mich.“

„Warum?“

„Sie haben mich schwach gesehen, beim ersten Schritte schon zweifeln und zagen.“

„Sie haben eben eine große Erschütterung erlitten.“

„Nein, jagte Friedrich, ich bin nicht geistig genug.“

„Sie werden es werden. Wann Sie das Volk kennen lernen, werden Sie Ihre Kräfte zeigen. Diese muß ein Mann wie Sie besitzen, soll er nicht schon bei der ersten Berührung mit diesen fremden Elementen zurückschrecken. Ich selber, in meinem Amt als Armenarzt, habe diese Schule durchgemacht.

Auch meine Schwester. Sie und ich, wir lieben das Volk und leben in seinem Dienste. Wir erstreben dasselbe wie Sie, wengleich das politische Bekenntnis uns immerdar von Ihnen trennen wird. Das Gute wollen Sie wie wir, unser Ziel ist das Gleiche. So wünsche ich Ihnen denn ein frohes Gelingen.“

Friedrich drückte dem Doktor dankend die Hand und bat, ihn dem Fräulein zu empfehlen. Als er auf den Gang hinaustrat, öffnete sich die Thür des Lombard-Comptoirs, aus dem ein weinendes Mütterchen gewaltjam hinausgeschoben ward.

Drinne rief die krächzende Stimme des Alten :
„Verfallen! Das Pfand is verfallen!“

Stopfschüttelnd ging Friedrich dem Ausgange zu: Haus der Nätzfel, wie versteh' ich Dich?“





IV.

In seiner Dachkammer, vor einem kahlen Tische, der mit Büchern und Papieren bedeckt war, saß Friedrich.

Er hatte sich zeitig erhoben, — der Wintertag war noch nicht angebrochen, — und hatte bis Mittag gearbeitet. Jetzt stand er auf, reckte sich und trat in die Nische, in welcher sich das Dachfenster befand. Ein grauer Novemberhimmel hing über den Dächern und Schornsteinen, die sich draußen endlos dehnten. Hier und dort stieg ein leicht gefräufelter schmutzig gelber Rauch aus den Essen auf und quoll zu einem florartigen Schleier zusammen, der über den geschwärzten Giebeln schwebte. Da klopfte es. Auf Friedrichs Herein öffnete sich die Thür.

„Herr Graf, rief die alte Wirtin, es is Besuch da! Nicht Feinet! setzte sie flüsternd hinzu. Herning — ja woll — so war et doch. Nicht wahr? Herning.“ Sie hatte den Kopf gewandt.

„Zu wohl. Franz Herning,“ kam es von draußen zurück.

Friedrich eilte zur Thür.

„Willkommen! rief er. Treten Sie ein!“

Herning kam näher, Friedrich streckte ihm beide Hände entgegen.

„Der erste Besuch, den ich hier empfangen.“ Er setzte das etwas gedämpft hinzu; sein Willkommen hatte laut und freudig geklungen und nun, da Herning näher trat und sich etwas erstaunt in dem öden Dachstübchen umsah, ward auch er plötzlich nachdenklich.

Es entstand ein kurzes Schweigen.

„Wollen Sie sich, bitte, setzen.“

„Danke.“

Hernings forschende Augen schweiften über den Tisch und das ärmliche Bett, das mit rot gewürfelten Überzügen nahe dem Lufensenster stand.

„Es ist nicht sehr vornehm bei mir,“ jagte Friedrich lächelnd.

„Sind Sie arm?“ fragte Herning, er richtete seine Augen auf Friedrich und griff in seinen ungepflegten, dunklen Bart.

„Ja,“ antwortete Friedrich bestreuet.

Herning schüttelte den Kopf.

„Haben Sie das Gegenteil geglaubt?“ fragte Friedrich beinahe erschreckt.

„Ja.“

„Wäre es Ihnen lieber, wenn ich reich wäre?“

Es ging ein Lächeln über Hernings harte Züge.

„Lieber? Natürlich.“

Er brachte das schroff heraus.

„Und warum?“ fragte Friedrich betroffen.

„Na — es wäre eben besser. Sie könnten uns doch mehr nützen.“

„Wenn ich reich wäre?“

„Ja.“

„Allerdings. — Sie haben recht; ich hätte meine Kräfte frei und brauchte sie nicht zu teilen. So muß ich doch für meinen Unterhalt arbeiten. Da.“ — Er wies auf die Bücher und Papiere.

Herning richtete einen fragenden Blick auf diese.

„Ich überseze. Englische Kinderbücher.“

Herning nickte. „Ist gut. Ist gut,“ sagte er.

„Finden Sie, daß das eine so gute Beschäftigung ist, solch' blödes Zeug zu übersetzen?“

„Es ist Arbeit, jedenfalls. Und die ist immer gut. Unsere Leute fragen gern, was Einer arbeitet. Wenn sie nun fragen: Wenn er arm ist, wovon lebt er? Dann kann es ja heißen: Er ist Schriftsteller. Das ist immer gut, wenn man nebenbei 'ne bestimmte Arbeit hat.“

„Was meinen Sie damit: Nebenbei?“

„Na — nebenbei — ich — äh — ich arbeite auch nebenbei. Das heißt: Ich arbeite für die Partei und nebenbei laufe ich in die Fabrik und arbeite für mich. Wenn ich reich wäre, würde ich eben nicht in die Fabrik gehen.“

„Was würden Sie denn thun?“

„Na — etwas Besseres jedenfalls, als einen Millionär noch reicher machen. Was ich thun würde? Hä! — Ich würde lesen — immer lesen.“

„Romane?“

„Ne, von Naturwissenschaft und Geschichte und besonders Volkswirtschaft würde ich lesen. Jetzt adere ich des Nachts an Marxens „Kapital.“ 's muß unser Einer kennen. Na — das ist nicht leicht. Was?“

„Ich habe es nicht gelesen,“ jagte Friedrich.

„Was? Sie — Sie haben das Kapital nicht gelesen? Sich mal — das ist . . . — Na, sehen Sie, so arbeitete ich, wenn ich reich wäre, und das, was ich dann gelesen und gelernt hätte, das würde ich den Genossen beibringen. Wie der junge Hart etwa, an unserer Arbeiter-Bildungsschule, so würde ich da auch Unterricht geben.“

„Haben Sie eine solche Schule?“ fragte Friedrich.

„Ja, deswegen komme ich eben. Ich habe den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie da wöchentlich zweimal zwei Geschichtsstunden erteilen könnten.“

„Ich?“

„Ja.“

„Das wollen Sie mir anvertrauen!“

In Friedrichs Augen loderte die helle Freude.

„Ja, deswegen komme ich. Neuzeitgeschichte. Von der Reformation an bis heute. Aber Kulturgeschichte und nicht bloß Schlachten, Feldherren und Könige. Die Genossen wollen lernen, was die Menschheit seitdem durchgemacht und wie sie sich in der Zeit entwickelt hat. Wer nun dazumal König oder Kaiser war, das ist uns ganz egal, nur

wenn er die Kultur gefördert hat, oder fördern wollte, wollen die Genossen von ihm hören. Joseph II. etwa, so einen können Sie nennen.“

„Und wann findet dieser Unterricht statt?“

„Na — abends — natürlich.“

„Ja so, jagte Friedrich, die Leute sind ja nur abends frei. — Ist das groß! Da arbeiten sie bis zur Erschöpfung den lieben langen Tag und finden dann noch Kraft und Zeit, zu lernen.“

„Also wollen Sie?“

„Ja, ja. Von Herzen geru.“

„Das Nähere werden wir Ihnen morgen mitteilen. Nun noch etwas. Sie haben den Aufruf unterschrieben, der zur Versammlung heute Abend einladet. Sie werden doch hinkommen?“

Friedrich stuzte.

„Erwartet man etwa, daß ich dort rede?“ fragte er hastig.

Herning jah wieder etwas spöttisch drein. „Reden? — Na — wenn Sie — wenn Sie was zu sagen haben, — dann — dann reden Sie.“

Der Referent bin ich, setzte er hinzu, indem er sich erhob. Meine Mittagszeit ist um. Guten Morgen.“



V.

Wir kommen in's Geschäft!

Wir kommen in's Geschäft, Gehrt! Sehen Sie nur diese Erdres an! Arbeit die Masse! Für Wochen und Monate.

Sie zucken die Achseln?"

„In Amerika, Herr Hart, — würde man ...“

Hart sprang ungeduldig von seinem Schreibstisch auf.

„Schon wieder!“

Mit großen Schritten durchmaß er den Raum seines Privatkomptoirs.

„Schon wieder dieses Amerika! Daß Sie davon nicht loskommen können! Weiß schon! Weiß schon!“

Er strich erregt über seinen fahlen Kopf, den ein schmaler Streifen grauer Haare krauzartig umschloß.

„Weiß schon, was Sie sagen wollen. In Amerika würde man mit meinen Mitteln und solchen Ordres seine Arbeiterzahl verzehrfachen und diese zwanzigtausend Groß Zinkgußkannen in vierzehn Tagen liefern.“

„Damned, ja!“ knurrte Gehrt.

„Danke! Danke sehr! Paßt mir gerade. Ist nicht meine Art. Will nicht die Welt einreißten. Langsam und sicher. Hier ist nicht Amerika.“

Gehrt seufzte.

„Sehen Sie,“ sagte Hart, er stellte sich vor seinen Sozius hin, neigte sich etwas zu dem Zeichen und sah ihm eindringlich in die Augen.

„Sehen Sie, Sie wären ein ganz famoser Kerl, wenn Sie nicht da draußen gewesen wären. Sie haben Ideen, verstehen Sachen anzufassen, nur diese verdammte Großmannsjucht!“

„Großmannsjucht?“

„Ja, natürlich. Was nicht zehn Ziffern hat, ist für Sie gar keine Zahl. Ich will mein Geschäft nicht so in's Breite gehen lassen.“

„Was giebt's denn nun schon wieder?“

Er hatte sich zur Thür gewandt, durch die ein junger Mann rasch eingetreten war.

„Was ist denn, Theodor?“

Der Eingetretene kam heran in das Reich der Glühlichtlampen, die über den niedrigen Diplomatentischen der beiden Geschäftsinhaber leuchteten. Er rückte erregt an seiner röhlernen Brille, neigte dann hastig an den Knöpfen seines geschlossenen schwarzen Gehrock's, während die Linke ein blaues Kistenstück hielt.

„Ich muß mich bei Dir beschweren, Vater.“

„Warum? Über wen?“

„Über diesen Herning.“

Gehrt machte eine Bewegung der Ungeduld und warf die Feder hin.

„Was haben Sie mit Herning zu schaffen, Herr Kandidat? Möcht' ich wissen. Lassen Sie doch die Leute in Frieden.“

„Ja, sagte der alte Hart, was hast Du eigentlich mit den Leuten?“

Theodor stutzte, er richtete einen feindseligen Blick auf Gehrt, biß sich die Lippen und atmete erregt wie ein Erbitterter.

„Ich kam zu Dir, Vater, um mich zu beschweren. Ich verzichte darauf in Gegenwart des

Herrn Gehrt. Nur das Eine, weil es dringlich ist: Weißt Du, wer die Leute verdirbt und aufhetzt? — Ernst.“

„Rede doch nicht!“

„Ja — er — Dein eigener Sohn, — mein Bruder! Das wollte ich Dir nur jagen.“

„Unsinn! Ernst ist ein Kind. Daß er unreife Gedanken hat, beunruhigt mich nicht. Laß Du ihn nur.“

„Also Du willst es ruhig geschehen lassen, daß er in die Kneipen läuft zu Deinen Arbeitern und ihnen seine verkommenen Ansichten zum Besten giebt und die Leute verdirbt?“

„Er — die Leute. — Unsinn, — so ein harmloser Junge, — laß Du ihn nur.“

„Ja, ja. Laß ihn nur. Du kennst nur Dein Geschäft und Mutter kennt nur ihre Vereine, aber...“

„Quäle mich nicht! Kümmer Dich um Dich! Laß mich in Ruhe!“

„Gut! preßte Theodor hervor. Gut!“

Er stürzte hinaus.

Gehrt lachte. „Scheint ja sehr aufgereggt, der Herr Kandidat. Wird wieder was recht's gewesen sein.“

„Wollen sehen.“

Der alte Hart trat an das Telephon, drückte auf den schwarzen Knopf und rief in den Apparat hinein: „Herning! In's Komptoir, — ja — Herning — Schluß!“

„Sie werden doch den Mann nicht verhören wollen?“ fragte Gehrt.

„Muß jedenfalls wissen, was vorgefallen ist. Mein Sohn darf doch von meinen Arbeitern nicht beleidigt“

Die Thür ging auf.

Im blauen Arbeitshemde trat Herning herein. Seine Bewegungen waren noch kürzer und eckiger als sonst. In düsterer Entschlossenheit hatte er die buschigen Brauen tief auf die Augen herabgezogen.

„Guten Abend. Sie haben mich rufen lassen.“ Gehrt hatte die Feder niedergelegt und den Kopf in die Hand gestützt. Hart, von der Unbefangtheit des Gerufenen gereizt, plakte heraus: „Sie haben meinen Sohn beleidigt.“ „Ich beleidige niemanden,“ sagte Herning. Er griff in seinen Bart, während er den dunkelhaarigen Kopf hob, so daß sein brauner knochiger Hals sichtbar wurde.

„Was hatten Sie mit dem Herrn Kandidaten?
Erzählen Sie.“

Gehrt fragte es, es klang zutraulich und wohlwollend.

„Sehen Sie, Herr Gehrt, der junge Herr war wieder einmal mit einer Sammelliste in der Fabrik. Er ging von Saal zu Saal. Irgend ein Magdalena-Stift oder sonst ein Unfinn sollte wieder mal mit Arbeitergrotschen gesegnet werden. Der junge Herr kam auch zu mir. Ich sagte nein, nicht sehr freundlich, das ist möglich. Aber ich sagte weiter nichts. Nur nein. Die Andern in meinem Saal gaben auch nichts, vielleicht weil sie's von mir so gesehen hatten, und der Herr Kandidat stürzte wüthend zum Tempel raus.“

„Hum, sagte Gehrt, was meinen Sie?“

Die Frage war an Hart gerichtet.

„Ich meine, sagte dieser zu Heruing gewendet, daß es sehr unrecht ist, wenn Ihr meinem Sohne wehe thut. Er meint es gut mit Euch. Er steht im Dienste der Humanität. Die Armen sind Gegenstand seiner Sorge. Die Lage der arbeitenden Klassen beschäftigt ihn ernst, und gerade Ihr solltet dafür Verständnis und Hochachtung haben.“

„Gerade wir?“

Herning zuckte die Achseln.

„Ja Ihr. Ihr habt die Pflicht, Eure Freunde . . .“

„Freunde! lachte Herning, Freunde!“

Er strich über seine Stirn.

„Na — schon gut. Das wollen wir lassen.

Sie haben mich rufen lassen, und da kann ich ja wohl . . .“

Er ward unterbrochen.

Eine ältere Dame trat rasch herein.

Gehrt sprang auf.

„Donnerwetter!“ jagte er und trat an's Fenster den Anwesenden den Rücken kehrend.

„Aber Bertha, ich bin beschäftigt.“

„Erlaube, sagte Frau Hart, ich habe mit Dir zu sprechen. Hier gehen empörende Dinge vor.“

„Guten Abend.“

Herning wandte sich zu gehen.

„Bleiben Sie! rief ihm Frau Hart nach, gerade um Sie handelt es sich.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Sie sind ein trotziger, hochfahrender Mensch. Sie reizen unsere Arbeiter auf! Sie sind . . .“

„Ich bin einer der Werkführer dieser Herren,

seit fünf Jahren, und diese Herren werden mich entlassen, wenn Sie unzufrieden mit mir sind.“

„Da haben Sie recht, Herning,“ sagte Gehrt und trommelte wütend gegen die Scheiben.

Frau Hart that, als hörte sie das nicht.

„Seitdem Sie hier sind, Herning, ist ein böser Geist in unsere Arbeiter gefahren. Sie sind der Erste gewesen, der zu unserer Sonnabend-Andacht nicht gekommen ist, und jetzt ist nur noch ein Drittel der Arbeiter am Wochenschluß im Betsaale. Das ist Ihr Werk.“

„Wir wollen über unsere freie Zeit selbst verfügen und lassen uns nicht zum Beten kommandieren!“

„Ja, ja, richtig, so reden es die Andern alle nach, gerade so. Wenn mein Sohn für einen guten Zweck sammelt, . . .“

„So gebe ich nichts, Frau Hart.“

„Nicht nur das. Sie heßen auch die Andern auf, nichts zu geben.“

„Auch über unser Geld, dächte ich, können wir verfügen, wie es uns paßt.“

„Buchen Sie nicht zu sehr auf Ihre Brauchbarkeit, Herning, die Geduld wird uns reifen.“

„Uns — uns“ — fnurrte Gehrt.

„Ja — und wenn Ihr Betragen sich nicht bessert, Herning“

Dieser trat einen Schritt gegen den Schreibtisch vor.

„Meine Herren, bin ich entlassen oder nicht?“

„Unjinn!“ rief Gehrt.

„Dazu ist keine Veranlassung,“ jagte Hart.

„Schön.“ Herning verließ das Zimmer.

„Bomben und Graunaten! Gehrt sprang hinter dem Schreibtisch hervor. Herr Hart! ich ersuche Sie, Ihrer Frau Gemahlin zu verbieten, sich in unsere geschäftlichen Angelegenheiten zu mischen!“

„Ja, Bertha, ich muß wirklich“

„Dies sind keine geschäftlichen Angelegenheiten. Oder vielmehr: dies sind Dinge, die man nicht geschäftlich behandeln darf. Wir sind hier in einem christlichen Hause, und es soll hier christlich zugehen. Wir sind auch für das geistige und seelische Wohl unserer Arbeiter verantwortlich. Wir dürfen hier nicht ruhig mitanssehen, wie die Verwilderung wächst und um sich greift.“

„Aber liebe Frau, miß' Du Dich doch nicht“

„Ich? Ich soll mich nicht So. — Wird es Dir lieber sein, wenn erst die Polizei kommen wird?“

Gehrt brach in schallendem Gelächter aus. Hart horchte auf.

„Ja, lachen Sie nur, Herr Gehrt, — die Polizei. In Amerika, vielleicht, kann jeder machen, was ihm paßt, aber hier, Gott sei Dank, giebt es noch Ordnung und Obrikeit.“

„Aber Liebste, das, meine ich, kümmert doch keinen Menschen, ob meine Arbeiter zur Andacht kommen, ob sie zu mildthätigen Sammlungen beisteuern, oder nicht. Auch mich selbst, muß ich gestehen, kann das nicht sehr berühren. Ich habe andere Sorgen genug. Und was die Verantwortung für „das geistige Wohl“ meiner Arbeiter betrifft, da muß ich doch wirklich jagen, das kann keiner verlangen, daß ich für sechshundert Menschen dertartig verpflichtet sein soll.“

„Nicht? So. Das ist mir nen. Aber gut. Laß nur. Laß Du nur. Um Andachten und Sammlungen freilich wird die Polizei sich nicht bekümmern, aber die Verachtung dieser Dinge ist nur ein kleines Zeichen für die Verwilderung der Leute. Warte, ich — ich will Dir mal — mal zeigen, — ich will Ihnen zeigen, Herr Gehrt, wohin das führt, dieses Gehn — und Laußenlassen. — Hier!“ — Sie

zerrte ein Blatt Papier aus der Tasche und legte es vor ihrem Manne auf den Schreibtisch.

„Was denn? Was denn?“ jagte dieser hastig und griff nach dem bedruckten Blatte.

„Lies nur!“

Hart führte das Papier bis dicht an seine Nase.

„hm — hm — Sonne sehen — große Zeit —
Lebensarten, immer die alten Lebensarten. —
Wir — die Enterbten — na ja — was soll . . .

„Lies nur weiter!“

„Da sind ja nur noch Unterschriften.“

„Lies sie!“

Hart durchflog auch diese.

„Graf? — Graf von der Haiden -- und —
Donnerwetter!“

Er warf das Blatt auf den Tisch.

„Was ist denn?“ fragte Gehrt.

„Dieser Kerl, Herning — hat unterschrieben!“
Gehrt griff nach dem Blatte.

„Da habt Ihr's nun! rief Frau Hart. Das sind die Folgen Eurer ewigen Nachsicht! Muß ich das erleben! Eben in der Sitzung des Frauenvereins, während der Herr Hofprediger gerade so entzückend sprach, daß selbst Ihre Majestät weinen

mußten, steckt mir die Frau Staatsminister von Schneider, Excellenz, diesen Wisch hier zu und sagt: „Ein schöner Geist herrscht in Ihres Mannes Fabrik. Diese Gemeinheiten und gotteslästerlichen Hajeleien unterschreibt ein Werkführer Ihres Herrn Gemahls! Und solch' ein Kerl ist auch nur noch eine Stunde länger in Ihrem Brod und Dienst! Was meinen Sie, würden Ihre Majestät jagen, wenn allerhöchst dieselben erfahren würden, daß soetwas im Hause eines Mitgliedes des Vereins geschieht!“

Hart lief in höchster Erregung auf und ab, während seine Frau sich mit hochgerötetem Gesicht an Gehrt wandte.

„Nun? Was jagen Sie jetzt?“

„Schade, jagte Gehrt, sehr schade. Aber . . .“

Er ging an das Telephon und rief Herning wieder in's Comptoir. Dann stand er und blickte düster auf die Thür, durch die der Gerufene eintreten sollte. Draußen wurden Schritte vernehmbar.

„Lassen Sie mich mit ihm reden,“ sagte Gehrt.

Herning trat ein.

„Haben Sie dies unterschrieben?“ Gehrt riß das Blatt vom Tisch und hielt es Herning hin.

„Ja.“

„Das thut mir leid. So muß ich Sie entlassen. Sie sind einer unserer besten Arbeiter, aber ich bin entschlossen, mein Geschäft von Agitatoren frei zu halten, weil ich in meinem Betriebe nicht durch Polizeiüberwachung gestört sein will. Ich räume Ihnen das Recht ein, eine politische Meinung zu haben, wenn Sie sie aber so äußern, so ist mir das in meinem Geschäfte hinderlich, — und deshalb müssen wir uns trennen. Sie erhalten von mir Ihren Lohn auf ein halbes Jahr, womit ich Ihnen meinen persönlichen Dank ausdrücken will für die jahrelangen treuen Dienste, die Sie uns geleistet. Der Kasse werde ich die nötige Anweisung ertheilen. Leben Sie wohl.“

Er reichte Herwing die Hand hin.

Dieser schlug nicht ein.

„Ihre Geschenke nehme ich nicht an, nur meinen kontraktlichen Lohn wollen Sie mir geben. Ich danke Ihnen auch nicht für Ihre Anerkennung, denn zu dieser veranlaßt Sie doch nur das Gefühl, daß Sie an mir eine Ungerechtigkeit begehen.“

„Da haben Sie's, freischte Frau Hart, die Brillantbroche auf ihrem etwas ausgebildeten Busen geriet in stürmisches Schwanken. Da haben Sie's,

sein Sie noch gutmütig gegen dieses Volk! Da sehen Sie den Dank!”

„Schon gut! Schon gut!“ jagte Gehrt.

Herning wandte sich zur Thür.

„Daß sage ich Ihnen, rief Frau Hart ihm nach, ich werde dafür sorgen, daß Sie in einem christlichen Hause keine Stellung mehr finden!“

Herning blieb stehen, wandte sich um und, ein trotziges Lächeln im Gesicht, jagte er: „Was verstehen Sie unter einem christlichen Hause?“

„Was ich darunter verstehe? Wie? Daß will ich Ihnen sagen! Darunter verstehe ich ein Haus, in dem solche Gemeinheiten, solche lästernde Fäseleien, wie sie auf diesem Bische stehen, unerhört sind. Darunter verstehe ich ein Haus, das mitleidlos jeden austößt und verflucht, der soetwas schreibt oder unterschreibt!“

Herning sah einen Moment auf den verstümmelten Finger seiner Rechten, dann entgegnete er:

„Was würden Sie wohl sagen, wenn Sie erfahren, aus welchem christlichen Hause dieser Aufruf kommt?“

Er erwartete die Antwort nicht, sondern ging hinaus.

Als er die Treppe hinabstieg, rief man ihn am Fuße derselben an.

„Herning! Herning!“

Er eilte hinunter. Zwei Arbeiter standen dort, und hinter ihnen, im Schatten der Thür, die zum Hofe führte, stand Ernst Hart.

„Entlassen? Haben sie Dir entlassen, Franz?“

„Ja.“

„Und wejen —“

„Wegen der Unterschrift.“

— Da trat aus dem Schatten der Thür heraus die unterlegte Gestalt, die dort lauschend gestanden. Im Scheine der flackernden Treppenlaterne sah man es zucken und beben in dem leichenfahlen Gesicht des knabenhaften Jünglings, den diese Minute zum Manne reifen machte.

„Sie haben Recht gehabt, Herning, ich habe eine schiefe Stellung hier und wie ein Lügner steh' ich zwischen Euch und jenen. Dem wird nun jetzt ein Ende.“ —

Er reichte Herning die Hand, stieg dann festen Schrittes die Treppe hinan und trat in das Comptoir.

Lange standen die drei Männer unten in hastigem Flüstern bei einander, da gellte von droben her ein Schrei, ein langgedehuter schmerzlicher Klageruf über Flur und Treppen herab.

— Eine Mutter schrie, weil sie ihr Kind verlor.





VI.

Sange schon vor der zur Eröffnung der Versammlung festgesetzten Stunde hatte sich der große Saal der „Linde“ gefüllt. Um die kleinen Tische gruppierte sich eine rauchende, trinkende, schwäzende Menge, während es unausgesetzt durch die weitgeöffneten Türen hereindrängte, die Gänge zwischen den Tischen füllte, an den Wänden entlang sich aufstellte, bis der Saal von einem an der Tür stationierten Schutzmann für gefüllt erklärt und geschlossen wurde. Diejen, mit großen schwarzen Schlapphüten bedeckt, stehen neben verkümmerten Gestalten. Hier im saubersten Sonntagsstaat einer, dort ein anderer im Arbeitsrock, der von Maschinenöl glänzt. Drüben ein junger, robuster Kerl, der in einen blaffen Greis hineinredet, daneben ein Buchfeger, der zu einer kleinen Sonderversammlung von

blauen Bloufen heftig gesticulierend spricht. Dabei flutet es von Tisch zu Tisch, sich begrüßend, rufend, schreiend, lachend; eine bläulich graue Tabakswolke legt sich über all' die bewegten Köpfe und strebt schwer und langsam, die brennenden Kronleuchter umfliegend, zur Decke empor. Es ist als dämpfte sie jenes unbestimmte gurgelnde Branden, das eine durcheinander redende Menge immer vernehmen läßt. Die Rückwand des Saales wird von der Bühne eines Liebhabertheater's eingenommen. Dort, inmitten einer idealen Landschaft, unter Palmen und Cypressen an einem Tische links, die Prosa des überwachenden Lieutnants, der schläfrig seinen Schnurrbart dreht, während der begleitende Wachtmeister gedankenvoll hinunter starrt in das rauchverfleierte, wühlende Leben zu seinen Füßen. Auf der rechten Seite der Bühne ein anderer Tisch, an dem der Einberufer der Versammlung, seine Präsidientenglocke schwingend, eben herantritt.

Es wird still im Saale.

Zuerst gilt es, einem Herzenswunsche des Überwachenden Genüge zu thun, welcher durchaus „den Mittelgang frei“ haben will. Ihm wird unter Stuhl- und Tischrücken drängend und stoßend ge-

willfahrt. Sodann erbittet der Einberufer Vorschläge zur „Bureauwahl“.

Sofort erhebt sich unten einer und schreit hinauf:

Erster Vorsitzender: Herr Lehmann,

Zweiter Vorsitzender: Herr Mertens,

Schriftführer: Herr Eckert.

Allgemeine Zustimmung. Das Bureau hat sich konstituiert, erklettert die Hühnerstiege, die zur Bühne hinauf führt und besetzt den Vorstandstisch. Der neu erwählte Vorsitzende schwingt die Glocke und erteilt das Wort dem Referenten: Herrn Franz Herning. Dieser erscheint unter dem Beifallklatschen der Menge auf der Bühne und tritt neben den Vorstandstisch bis hart an die Rampe heran. Der Überwachende spitzt die Ohren und den Bleistift.

Herning begann mit einem Rückblick auf die Thätigkeit der bisherigen Bürgervertretung, die ausschließlich aus den besitzenden Classen hervorgegangen, und tadelte, daß im Stadt-Parlamente, seiner Zusammensetzung gemäß, die Interessen der armen Bürgerschaft gar nicht, oder doch nur sehr ungenügend, berücksichtigt worden seien. Es würde zu weit führen, diese Wahrheit nach den vielen Richtungen hin, in denen sie zu Tage trete, zu verfolgen: er wolle

nur flüchtig zu einem Vergleiche herausfordern. Man beachte, in wie verschiedener Weise städtischerseits die verschiedenen Stadtviertel in Betreff der öffentlichen Einrichtungen bedacht würden. Während die vornehmen Straßen asphaltiert seien, wäre in den Straßen der Arbeiterviertel ein Pflaster zu finden, das an dörfliche Zustände gemahne. Während in jenen Gegenden eine reiche Beleuchtung die Nacht zum Tage umschaffe, Sonnenbrenner und elektrisches Bogenlicht die Augen blenden, fände man in diesen Straßen eine höchst unzureichende Beleuchtung, ja, in entlegeneren Gegenden sogar noch die armelige Petroleumlampe, und so würden sie häufig zu Schauplätzen nächtlicher Unfälle. Es sei ein viel größeres Unglück, wenn ein heimkehrender Arbeiter ein Bein bräche, als wenn einem von jenen etwas Derartiges zufieße, denen ihre Verhältnisse ein wochenlanges Krankenlager bequem gestatten. Dies ein Beispiel für viele andere, die in der Reihe der Versammlungen, welche die Partei zum Zwecke der Agitation abzuhalten gedenke, noch alle gebührend beleuchtet werden sollten.

Da habe es nun jetzt der Regierung beliebt, die Stadtverordneten-Versammlung aufzulösen. Die

Gründe dieser Maßregel seien unbekannt und — gleichgiltig. Der Zweck derselben sei klar. Die Regierung löse eine parlamentariſche Körperſchaft nur dann auf, wenn ſie meine, daß die letztere ihre Wählerſchaft nicht mehr gebührend vertrete. In ſolchem Falle wende ſie ſich an die Wähler mit der Aufforderung zu einer neuen Meinungsäußerung und in der Hoffnung, ſo einen getreueren Niederſchlag der öffentlichen Meinung in der neuen Volksvertretung zu erlangen. Der Fall ſei eingetreten. Die Regierung verfüge die Neuwahl der Stadtverordneten-Verſammlung. Die jetzige ſei denn auch wirklich eine Vertretung der Bürgerſchaft nicht geweſen. In ihr hätten nur die beſitzenden Klaffen Sitz und Stimme gehabt, während der größte Teil der Bürgerſchaft bis dahin im roten Hauſe unvertreten geweſen wäre. Da nun die Regierung die Neuwahl verfüge und ſomit alle Wähler zur Meinungsäußerung auffordere, ſo habe man die Frage aufgeworfen, ob es nicht an der Zeit ſei, den großen beſitzloſen Volksmaſſen eine Vertretung im Rathauſe zu ſchaffen. — Hier ward ein dröhnendes „Nein“ aus der Verſammlung herans dem Redner zugerufen.

Bis dahin hatte Herning ruhig und sicher gesprochen, die Faust hatte er vor sich auf den Tisch gedrückt, die dunklen Brauen tief auf die Augen herabgezogen und nur die Linke zu knapper Gebärde verwendet. Seine Stimme klang gedämpft und wie von dumpfem Groll getragen.

Als ihm nun das „Nein“ zugerufen ward, hob Herning den Kopf, öffnete seine Augen weit und reckte seine Gestalt zu ihrer ganzen Höhe. Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Meine Herren! Wir werden von der Regierung um unsere Meinung befragt und wollen ihr die Antwort geben. Wir haben auch in städtischen Dingen genug auf dem Herzen und wollen uns nun endlich einmal Luft machen. Die bisherige Bürgervertretung hat gezeigt, daß sie die Geschäfte der besitzenden Klassen besorgt; so wollen wir denn einmal nach dem Rechten sehen. Ich weiß, es ist in der Arbeiterpartei eine Strömung, die einer Beteiligung bei den Stadtverordneten-Wahlen entgegen ist. Diesen Herren wollen wir bemerken, daß die Leitung der Partei unsere Beschlüsse billigt. Der zahlreiche Besuch dieser Versammlung beweist, daß die Arbeiterschaft Berlins der Sache ihr volles Interesse entgegenbringt.

Jeder brave Genosse sollte seine ganze Kraft einsetzen, um der Partei zu einem großen Erfolge bei dieser Wahl zu verhelfen. Einer Opposition aus dem Schoße der Partei hoffen wir in dieser Sache nicht mehr zu begegnen.“

Die letzten Worte hatte Herning unter dem lauten Beifall der Versammlung nach der Stelle hin gesprochen, von da vorhin das Nein ergangen war. Jetzt erhob sich auf diesem Platze ein weißhaariger, etwa sechzigjähriger Greis.

„Ich bitte um's Wort!“ rief er und stieg zum Podium hinauf.

„Herr Maurer Kern, Gollnowstraße 3, hat das Wort!“

„Gollnowstraße 3,“ schrieb der Überwachende.

Der alte Maurer knöpfte seinen sadenscheinigen Rock zu, strich das spärliche weiße Haar glatt, trat dicht an die Rampe vor und sagte: „Meine Herren! Der jechrte Vorredna hat jesacht, et kennt keen brava Arbeeta jejen unje Beteiljung bei de Stadtverordneten=Wahlen sind. Ich presentiere mia den jechrten Jenossen als een brava Arbeeta, der jejen de Wahlbeteiljung is . . .“

„Psi! Schluß!“ rief es unten durcheinander.

Der Präsident läutete und schuf Ruhe. Der Redner fuhr fort.

„Ich möchte noch pfui rufen, meine Herren, aberst nich iba mia, sonnern iba Ihnen . . .“

„Schluß! Runter! Aufhören! Blech!“

Mit offenem Munde stand der Alte, unfähig, sich in dem Tumulte verständlich zu machen. Der Präsident schellte.

„Ich mache den Redner darauf aufmerksam, daß er die Versammlung beleidigt hat, und rufe ihn deswegen zur Ordnung.“

„Bravo! Bravo!“ Die Wände erzitterten vor Beifall.

„Meine Herren! Ich wollte keenen nich beleidigen, aberst dett is — da soll doch eenen ollen Sozial-Demokraten gleich da Schlach treffen, wenn daß a jowat erleben dhut. Meine Herren! Wie haben uns bei diese Wahlen nie nich beteiligt, weil — wa — weil — wa — hamm — protesti'an hamm wa wollen jejen diejet Wahljejet, wo der — der — een Reicha so velle wie dauwend Urne stimmen dhut, unn — unn dett sa' id, — dett wa richtig unn sozialdemokratisch. Dett Sie aberst nu jejen diejet Verfahren Front machen — unn, ganz als ob sich

dett jecherte, unner'n Wahlstjtem Ihre Stimme abgeben, dett — enne — enne Beschimpfung is — enne Beschimpfung da — da Menschenwirde — nemlich dett — darüber kann ich ma nich beruh'jen. Meine Herren! Unse Pachtei is de eenz'je, wat von Anfang an feene — feene Lumpereien bejangen hat, bis uff den heitigen Dach nich, — uee — inma bei de Sache jinnu ma jeblicben, nich rechts, nich links hamm ma jekiect -- unn nu —

Meine Herren! Wie Se ma hier jehen, — ick habe Jer'inand Lafallen uff dieje meine Arme ans dett Konjertthaus 'rausjedraren, mit Lebensjefahr rausjedraren; de Bujoas — waren — wie de Hunde waren je hinta ihn, unn da war ick unn drei Freinde, mein Zahrxang, der lange uff'n Armentirchhoff licht, unn wie dreie hahm'n rausjedraren, unn wie wa ans dett Haus 'rauskommen — da rauskommen — da — wissen Se — watt da passiert is? —

Wie wa ans den Dohrweech kommen mit Lafallen, da drängelt der Birjerpeebel 'ran unn mit Schirme unn Steckel jehn je uff uns los unn — unn een junga Deibel kommt ran — unn — unn Kanallje! sacht a — unn — spudt ma in't Seichte. — 3c

habe nich mit de Wimpa jezuckt unu habe Terinaud
Lafallen durch die Bande jedraren bis mank unje
Freinde. Na — dett haw' ick um unje Pachtei er-
litten, — nun dett is mein Stolz. Wenn Terinaud
Lafalle heite uffstände, denn wird' a, wie ick, wird'
a faren: Wehlt nich — Minna's! Es is eene
Schmach: unu wenn de Trajen unu de Firschten
kommen unu schreiben — unu unuerschreiben Gire
Uffrieje — denn jebt ihuen eenen Tritt!"

Ein wütender Schrei folgte diesen Worten.
Die Leute sprangen von den Stühlen auf, schlangen
die Fäuste und riefen und tobten durch einander.
Der Alte stieg bedächtig in den Saal hinab. Unten
ward er sofort von einer lebendigen Mauer um-
schlossen, die mit Schreien und Toben auf ihn ein-
drang. Der Präsident schwang seine Glocke minuten-
lang, während der Überwachende die letzte Äußerung
des alten Maurers spitz lächelnd in sein Protokoll
eintrug.

Unterdeffen war aus einer jernen Ecke des
Saales ein hochgewachsener blasser Mann aufge-
taucht und hatte sich einen Weg durch die tobende
Menge zur Bühne mühsam gebahnt. Am Fuße der
Stiege stieß er auf Franz Herning. Dieser sah ihn

mit einem eigentümlich besorgten Blick an und machte eine Bewegung, als wollte er etwas sagen. Aber er sprach kein Wort. Droben verneigte sich der Blasse vor dem Vorsetzenden.

Dieser schellte zwei -- dreimal und als das Toben ein Geringes schwächer geworden, schrie er mit Stentorstimme in die Versammlung hinein: „Der Herr Graf von der Haiden hat das Wort.“

Eine Totenstille trat ein, das eben noch lärmende Haus verstummte jäh. Wie ein Buden war es durch alle diese wild bewegten Menschen gegangen und hatte sie für einen Moment erstarrten gemacht. Dann brach es los. „Haiden! Der Graf Haiden! Der!“ Sie reckten die Hälse, sie sprangen von den Stühlen, sie drängten laut rufend herzu, ein junger Mensch sprang auf einen Tisch, schwenkte seine Mütze und rief: „Der Graf von der Haiden soll leben!“ Wie Meeresbrausen hallte das dreifache Hoch durch das Haus, während Hüte geschwenkt, mit gespreizten Fingern rote Hände erhoben wurden, und tausend Augen sich leuchtend dem Manne zuwandten, der droben im geschlossenen schwarzen Rocke stand. Seine großen Augen waren wie träumend auf das verwirrende Bild dieser tausend

strahlenden Menschengesichter geheftet. Wieder und wieder erhob sich der Jubel. Friedrich öffnete den Mund. Da ward es still. Aber er brachte nichts heraus. Als sei er plötzlich verstunmt, so stand er da, mit geöffneten und bebenden Lippen, während es in seinem blutleeren, jetzt marmorweißen Gesichte fieberhaft zuckte. Seine Augen erweiterten sich und starrten, wie von Angst erfüllt, in den wallenden Qualm, der über den Tisch schwebte. Jetzt strich Friedrich hastig durch das Haar, dann vernahm man ihn. „Zum — ersten — ersten — Male sehe ich mit meinen Augen — das ich immer geliebt habe, — das Volk. Mir ist die Brust wie zugeschnürt, die Stimme will mir versagen, mein Herz klopft zum Berspringen. Was ich als Knabe geträumt, als Jüngling fiebernd begehrt habe, — jetzt wird es mir. — Ich stehe vor ihm, — ich darf zu ihm sprechen, es hört mich, — das ich liebe, — das kämpfende, leidende, heilige Volk. — Ich stehe hier nicht als ein Großer, den eine Laune bewog, sich unter Euch zu mischen, nicht als ein Eitler, der, um in den Mund der Leute zu kommen, zu Euch stieß: ich komme zu Euch, arm, wie Ihr selbst, die Not des Besitzlosen, der nichts hat, als seine

beiden Hände, ich teile sie. Ich habe diesen Schritt gethan, ich mußte ihn thun.

Ich dachte dabei nicht an mich, nicht an meine Zukunft, die wie ein dunkles Rätsel noch heute vor mir liegt. Der Gedanke des Jahrhunderts hat mein Herz ergriffen, er riß mich hin, ich bekannte mich zu ihm und brachte mein Leben aus den Fugen. Ich sage dies hier nur weil ich dazu gezwungen ward. Es ist mein Trost, daß ich, die Schwelle überschreitend, von einem Greise zurückgewiesen wurde. Ein zu Grabe sinkendes Geschlecht hat hier gesprochen; die Kinder der neuen Zeit aber haben entgegnet. Zu ihnen komme ich, der ihren einer bin ich. Mit ihnen lebe und fühle ich. Wir wissen es: die Zeiten sind gewesen, da Kaste gegen Kaste tritt: der Gedanke unserer Zeit gehört der ganzen Welt, ein jeder hat das Recht, ihn zu erfassen und das Leben der Zeit zu kosten. Der Werdegang menschlicher Dinge hat eine neue Richtung genommen. Es ist uns der Gedanke aufgestiegen, daß der Nächste nicht Feind, sondern Bruder ist. Bisher hielten alle Gleichstrebenden sich für Feinde. Produziere ich Hüte, so bin ich gezwungen, alle, die ebenfalls Hüte produzieren, als Feinde anzusehen, und so ist

Haß und Befehdung rings um uns. Dies ist die wahre Erbünde, die von irrenden Menschentöpfen in die Welt gesetzt ward. Sie wollen wir bekriegen. Wir wollen sie austrotten aus der Gesellschaft, wir wollen sie mit Gewalt niederreißen . . .

Der Überwachende sprang geräuschvoll auf. Er bedeckte sich mit dem Helm. „Auf Grund des § 9 des Sozialisten-Gesetzes löse ich die Versammlung auf.“

Wie ein vielköpfiges Ungethüm, das gereizt ward, stieß die Versammlung einen tausendstimmigen, wütenden Schrei aus. Die Thüren des Saales flogen auf, und ein Zug von Schutzleuten stürmte in den Saal. Mit Geheul ward er empfangen. Oben auf dem Podium stand der Präsident heftig gestikulierend vor dem Auflösler, während dieser verächtlich lächelnd auf die wütende Menge im Saal herablickte, die fortwährend in brausenden Hocks, in mehr geheulten, als gesungenen Revolutionsliedern sich Luft zu machen strebte. In diesen Hegenabbath mischte sich der Lärm von hundert gerückten Stühlen und Tischen, schimpfenden Stellnern, schreienden Schutzleuten. Langsam, wie ein erstarrender, zäher Lavaström, bewegte sich die Menge dem Ausgange zu, unter stetem Hochrufen, Rufen

und Singen. Sie und da ward ein besonders Lauter aus der Menge herausgeriffen und von der Polizei abgeführt.

Der Saal hatte sich geleert, die Flammen der Kronleuchter erloschen, nur an den Wänden flackerten noch einzelne Lichter in der Zugluft, die durch die weitgeöffneten Thüren draug. Unter den flackernden Lichtern huschten die Schatten an den weiten Wandflächen auf und nieder, während der Tabaksqualm in dichten Wolken auf die Bühne trieb. „Beschweren Sie sich,“ näselte der Lieutenant und raffelte die Treppe hinunter.

„Donnerwetter — so 'ne verfluchte — Was jagst Du bloß dazu — Hering!“

Dieser zuckte die Achseln und sah den Vorsetzenden resigniert an.

„Schade, brumnte er — so 'ne schöne Versammlung — iutsch — ohne Abstimmung — ohne Resolution — zu dumm. Die Kosten zum Fenster rausgeschmissen — Na. — “

Mit einer raschen Wendung wandte er sich und sah Friedrich auf einem Stuhle sitzen und mit gebeugtem Haupte hincinstarren in die wogenden Rauchwolken, die drunten wallten und schwebten.

„Wollen gehen!“ jagte er überlaut.

Friedrich blickte auf und sah die beiden Männer wie abwesend an. Er strich über die Stirn, als müsse er sich auf etwas besinnen. Da trat der Vorsitzende an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Na, Herr Graf, jrecmen Sie sich man nich, das kann 'n jeden passieren und — denn — das erste Mal verhaut sich jeder. — Na ja: „die Zeiell-schaft ausrotten und niederreißen — 'n bißten starker Toback war't ja.“

Friedrich sprang auf: „Das habe ich nicht gejagt!“

„Nicht?“ Der Vorsitzende sah Herning verdutzt an. „Du, Franz, hat er das nich gejagt?“

„So genau bejiun' ich mich nicht.“

„Aber ich, sagte Friedrich, ich kann es beschwören. Etwas ganz anderes habe ich —, — ich habe . . .“

„Ist ja egal, warf Herning ein. Wenn wir uns beschweren, ist der günstigste Fall, wir kriegen nach drei Monaten einen Schreibebrief vom Präsidium: Der Unterzeichnete bedauert u. j. w. und „der betreffende Beamte ist rectificiert worden.“ Bums! — Na, das wird auch mal . . . Kommt!“

Die drei gingen. Ihre Schritte hallten hohl in dem weiten, leeren Raume wieder. Draußen bot Friedrich gute Nacht.

„Wollen Sie schon nach Hause?“ fragte Lehmann.

„Ich bin todmüde.“

„Na, einen Augenblick kommen Sie man noch mit. Die Leute — — es sieht besser aus — was, Franz?“

Herning nickte und öffnete dann im Hausflur eine Thür, die zum Gastzimmer führte. Die drei traten in den menschen- und rauchgefüllten Raum. An langer Tafel saß hier eine laute Gesellschaft, die nun rasch aufsprang. Mit lautem Freuden- und Freudenschrei empfing und umringte man die Ankömmlinge, man schob die Stühle beiseite. Friedrich stand wie eingeseilt, zwanzig Hände streckten sich ihm entgegen. Er schlug ein, wieder und wieder in die feuchten und rauhen Hände. Mit groben geschwärtzen Fingern, mit fettigem, öligem Griff umschloffen sie seine Rechte. Es war kein Ende dieses Händeschüttelns, Vorstellens, Begrüßens. Jeder jagte ein freundliches Wort, das Erwidern heischte. Dabei kamen sie ihm so nahe mit ihren bärtigen,

schwitzenden Gesichtern, daß ihn ihr heißer Atem anwehte. Aus ihren Pfeifen und schwärzlichen Zigarren zogen sie dicke Wolken, die Friedrich atembeklemmend einhüllten. Ihm stimmerte es vor den Augen, er griff nach einer Stuhllehne und setzte sich.

„Hier 'ran — Zimmer 'ran hier!“ rief es. Friedrich stand auf, um an der Tafel Platz zu nehmen. Da kam einer auf ihn zugestürzt. „Haiden! Zunge! Kerl! Ich glaube, Du kennst mich nicht mehr!“

Starr vor Erstaunen blickte Friedrich den Mann mit großen Augen an, bis er unter der breiten Hutkrümpe, unter dem struppigen Barte des Menschen, die Züge eines ehemaligen Kameraden erkannte, der sich im Kadettenhause schon schlimme Streiche hatte zu Schulden kommen lassen und später, als Offizier, dunkler Geschichten wegen, fassiert worden war. Die verwilderte Gestalt dieses Menschen ließ ein verlorenes Leben erkennen.

„Baron Linden?“ sagte Friedrich kalt, während er das Haupt erhob.

Ein giftiger Blick aus den entzündeten, rotgeränderten Augen traf ihn, dann rief der Baron:

„Ja wohl, Linden, siehst Du, alte Freunde vergessen einander nicht so leicht. Platz, Kinder, hier bringe ich ihn, meinen alten Kameraden, den Löwen des Tages, den Grafen von der Haiden!“

Er packte Friedrich an der Schulter. Dieser riß sich los und, bleich vor Zorn, setzte er sich an's andre Ende der Tafel. Es mochten etwa dreißig Männer sein, die rauchend und trinkend den Tisch umgaben. Hut oder Mütze auf dem Kopfe, saßen sie da in lärmender Unterhaltung. Als Herning sich nach Friedrich umjah, bemerkte er ihn schräg über, mit zusammengepreßten Lippen saß er da und hörte zerstreut dem geschwägigen Alten an seiner Seite zu, der rastlos in ihn hineinredete. Durch den betäubenden Lärm drangen nur abgerissene Worte wie: Staatshilfe, Notstand, Zukunft über den Tisch. Auch Friedrich hörte nicht viel mehr. Mit finsternen Blicken sah er zu seinem Standesgenossen hinüber, dem heruntergekommenen, verbummelten Edelmann. Er und ich — wir sind hier die einzigen. Er und ich! Eine schöne Gemeinschaft.

„Was trinken Sie?“ Der Wirt stand hinter ihm. In der Nähe rief einer: „Mir eine Weiße!“

„Mir auch, wenn ich bitten darf,“ sagte Friedrich. Bald stand nun ein unmenschliches Glas vor ihm, in dem ein Duzend Goldfische ein bequemes Leben hätten führen können. Das Glas war mit einer trüben, gelben Flüssigkeit gefüllt.

„Sie trinken wohl viele Weißbier?“ fragte der Alte.

„Ja,“ sagte Friedrich mechanisch.

„Na, denn woll'n wa mal anstoßen!“ Der Alte schwenkte sein Glas.

Friedrich packte das seine mit beiden Händen und stieß mit seinem Nachbar an. Die Gläser gaben einen blechernen Klang. Schäumend spritzten die gelben Fluten auf. Friedrich trank. Es schüttelte ihn, aber er goß es hinunter. Wie verdorbener Eßig war es.

„Dett is een Bierken! Wat? rief der Alte. Een Staatsbierken!“

Und nun begann die sozialpolitische Unterhaltung von neuem. Der Alte erhitzte sich jetzt, er schlug mit der Faust auf den Tisch, seinem zahnlosen Munde entsandten die hastigen Lippen spritzende Tröpfchen, die Friedrich in's Gesicht flogen. Er hielt geduldig aus, nicht einmal das Schnupstuch zog er hervor, sie zu trocken; er wollte doch einmal

sehen, ob er seine widerspännige Natur nicht bezwingen könne.

„Herr Graf, rief sein Gegenüber, Priße gefällig?“

„Besten Dank.“ Friedrich griff in die Dose und führte das schwarze Pulver zur Nase. Die Augen gingen ihm über. Wie allen ungeübten Schnupfern drang ihm das reizende Zeug brennend in die Kehle. Er goß das „Staatsbier“ darauf. Jetzt war das Eis gebrochen.

Bald bot ihm ein anderer Nachbar eine schwärzliche Zigarre an. Er nahm sie dankend und entzündete sie. Die Hitze, der Tabaksqualm in dem niedrigen Zimmer, die Ausdünstungen der vielen schwitzenden Menschen drohten ihn zu ersticken. Das Blut pochte ihm in den Schläfen, er saß da mit starren Blicken und sog das bittere Gift aus dem schwelenden Kraut, das er entsetzt zwischen den Zähnen hielt.

„So hat es Lafalle gewollt!“ schloß der Alte eben eine längere Periode. Da wandte er sich plötzlich nach links und jagte: „Nee Minners, des jehet doch nich. Dett kennt Ihr doch den Grafen nich zumuten. Ich jebe des nich weiter.“

Wie abwesend hörte Friedrich diese Worte.

Drüben jah er plattbäuchige Schnapsflaschen von Hand zu Hand und von Mund zu Munde gehen. Er wandte sich nach links, eben setzte sein Nachbar an und that einen kräftigen Zug.

„Defällig?“

Er gab die Flasche an Friedrich. Die lärmende Unterhaltung stockte plötzlich, sie stießen sich an, sie zischelten und sofort richteten sich aller Augen auf Friedrich, dem sein Nachbar eben die Flasche reichte. Ein Fuzelgeruch entstieg ihrem Halse. Friedrich hielt sie einen Moment, während es um seine Lippen zuckte, dann erhob er die Flasche zum Munde und that einen laugen Zug. Er setzte sie vor sich nieder, sie war leer.

Brausender Jubel füllte das Zimmer. „Gleichheit, Brüderlichkeit!“ hallte es dem halb Ohnmächtigen an das Ohr, während sie sich rings von den Sätzen erhoben und ein brausendes Hoch auf ihn ausbrachten.

Er lächelte müde, dann sank ihm das Haupt. In die großen, gläsernen Augen drang ihm ein nächtliches Dunkel — und es ver sank ihm alles. — Er ward bewußtlos. Sie trugen ihn hinaus.





VII.

Fer schickt Sie?"

„Herr Ernst Hart.“

Friedrich erbrach den Brief.

„Der Überbringer wird Sie an den bewußten Ort führen. Ich hatte den Auftrag, Sie dorthin abzuholen, bin aber leider verhindert. An Ort und Stelle werden Sie mich finden. E. H.“

„Sind Sie Mitglied des Bildungsvereins?“
fragte Friedrich.

„Ja wohl.“

„Ihr Name?“

„Mertens. Karl Mertens.“

„Ist denn die Arbeiterschule verboten?“

Der breitschultrige Riese kraute sich hinter dem Ohre. „Na, erlaubt ist sie gerade nicht.“

„Sie kommen also dort im Geheimen zusammen?“

Mertens nickte.

„Wenn Sie nun 'mal entdeckt werden?“

„Was?“

„Ich meine, wenn Sie dort entdeckt würden,
was geschähe Ihnen?“

Mertens zuckte die Achseln.

„Weiß nicht. — Sind Sie denn wieder besser,
Herr Graf?“

Friedrich blickte betroffen auf.

„Na — na — ja — ich — äh — Sie waren
doch neulich krank geworden?“

„Waren Sie zugegen?“

„Ja.“

Über Friedrichs Gesicht war es wie ein Schatten
gegangen, die Augen richteten sich starr zu Boden.
Es zuckte um seinen Mund.

„So — jo. — Na — kommen Sie!“

Sie gingen.

Es war ein regnerischer Abend. Mit großen
Schritten eilten die beiden vorwärts. Durch ein
Labyrinth von Straßen und Gassen führte Mertens
seinen Begleiter. Durch jenen alten und schwärz-
lichen Teil der Stadt, der hinter dem Alexander-
platz sich dehnt. In eine von Dunkelheit erfüllte

Quergasse, in der spärliche Laternen leuchteten, bogen sie ein, und Mertens wies auf einen Keller, an dessen Eingang ein gedämpftes rothes Licht glühte. Nicht hier, sondern in den schwarzen Thorweg des verfallenen Hauses traten sie ein, gingen über den schmalen Hof und stiegen von hier aus in den Keller hinab. In einen unsauberen und düsteren Küchenraum gelangten sie, an dessen Herde ein altes Weib mit aufgestülpten Ärmeln hantierte, das sich nach den Ankömmlingen kaum umsah. Mertens öffnete eine Thür und Friedrich folgte ihm in ein niedriges Zimmer, in dem etwa zwanzig Männer, gedämpft sprechend, einen langen Tisch umgaben. Aus einer Gruppe von Plaudernden trat Ernst Hart auf Friedrich zu. Beide reichten sich die Hände.

„Wie sehen Sie aus!“ jagte Friedrich.

Ernst lächelte wehmütig.

„Auch auf Ihrem Gesicht ist zu lesen, daß Sie gelitten haben. Nehmen Sie's nicht zu ernst. Ihre Ohnmacht neulich, kann ich mir denken . . .“

Er stockte. „Sprechen Sie aus“, sagte Friedrich.

„Ich meine, Sie müssen diesen Zufall als das ansehen, was er wirklich war, und wie er von den

Anwesenden aufgefaßt ward: als eine momentane Störung, durch vorangegangene Erregung bewirkt, und dann schnell überwunden.“ Friedrich sah zu Boden. Er kämpfte damit, etwas zu sagen, griff dann an seinen Hals, als wolle er es zurückdrängen.

„Und Sie?“ fragte er. Er legte seine Hand auf Ernst's Schulter und sah ihn mit einem Blick stummer Teilnahme in die Augen.

Das Flackernde, Jugendlich-Unstäte, das noch vor wenig Tagen in diesen jungen Zügen gelebt, es war daraus verschwunden, und die müde Ruhe, das schmerzlich Nachdenkliche des Reifenden lag in ihnen.

„Ich . . . Sie haben ja gehört, es ist nun gekommen, was kommen mußte. Ich will heute Abschied nehmen.“

„Abschied?“

„Ja, ich gehe fort von hier.“

„Wohin?“

„Nach Heidelberg. Ich hatte meinen Eltern, nachdem ich sie über meinen politischen Standpunkt aufgeklärt, das Recht zuerkannt, ihre Hände von mir abzuziehen und sich loszusagen von einem Menschen, dessen Richtung sie frevelhaft dünkt.

Gleich Ihnen wollte ich von denen, die ich verließ, nichts mehr empfangen, und auf mich selbst gestellt, weiterkämpfen. Meine Eltern aber verlangten etwas anderes. Daß ich so geworden, meinten sie, sei traurig, sie hegten aber die Hoffnung, daß ich von diesen Anschauungen zurückkommen würde und verlangten, als das letzte Opfer meiner Liebe, ich sollte Berlin verlassen. Sie wollen mich dem Kreise meiner Gefinnungsgenossen entziehen und sehen, was die Fremde, die neue Umgebung und ein ungeteiltes Studium aus mir machen werden. Nach anderthalb Jahren, als geprüfter Chemiker und Doktor der Philosophie soll ich wiederkommen und sagen, wessen ich geworden sei, ob ihrer — oder dieser.“ Er wies auf die Männer, die nun am Tische Platz genommen.

„Schade, sagte Friedrich, ich werde sehr allein sein, wenn Sie . . .“

Er unterbrach sich, strich über seine Stirn und sagte: „Ich beglückwünsche Sie. Ja, es ist ein Glück, daß Sie in Ruhe und Frieden erst Ihr Leben aufbauen, zu etwas Fertigem werden, ehe Sie in diese Kämpfe eintreten. — Ich leider . . .“ Er verstummte. Übrigens — muß ich sagen, jetzt

er hinzu, Ihre Eltern handeln gut und vernünftig.“

„Ja, sagte Ernst, schade nur, daß es mir versagt sein wird, in ihrem Sinne mich dankbar zu erweisen. Ich sehe, daß es das Beste ist, wenn ich jetzt gehe, um später wiederzukommen. Aber der Abschied ist schwer, ich verlasse zu vieles. Diese Wirksamkeit hier, die habe ich geliebt . . .“

— „Sch! — Ich werde es verhindern!“

Alle im Zimmer erschrafen. Draußen vor der Thür war das gerufen worden. Hernings Stimme, alle erkannten sie. Einen Moment waren alle wie erstarrt.

„Nicht das Licht auslöschen! flüsterte Hart einem Arbeiter zu, der sich über eine der Lampen geneigt hatte. Nicht! Ich will — erst . . .“

„Also Sie verweigern mir den Eintritt!“ sagte draußen Einer erregt.

Ernst Hart horchte auf, er ward totenblaß, dann ging er, sich fest aufrichtend, zur Thür und riß sie auf. Er stand vor seinem Bruder.

„Gehn Sie hinein, Herning,“ sagte er. Herning that ja. Die Thür schloß sich.

„Was willst Du hier? fragte Ernst. Wie kommst Du hierher?“

Er war dicht an Theodor herangetreten und hatte dessen Arm gepackt.

„Du bist mir nachgeschlichen! Willst Du uns verraten?“

Theodor hob die Rechte wie zum Schwur empor.

„So wahr mir Gott helfe! Nein! Wir haben wenig mit einander geteilt bis jetzt. Nun habe ich gesehen, wie Du männlich Deine Meinung be-
kannst, ein Opfer bringst und bekanntest. —
Ich habe Dich achten gelernt und sehne mich, das
zu sehen, was Dir heilig ist. Ich bitte Dich . . .“

Ernst faßte Theodors Hand, er wandte sich zur Thür, die noch geschlossen war. Dann blieb er plötzlich stehen und ließ die Hand seines Bruders aus der seinen. „Du willst Pastor werden, sagte er, und wir dadrinnen sprechen von einer Welt, die ohne das sich behelfen soll, was Du Gott nennst. Dein Platz ist nicht hier. Geh!“

„Ist Euch ein Gleichgerüsteter unangenehm bei Euren Zusammenkünften mit dem Volke?“ fragte Theodor.

Ernst stieß die Thür auf.

„Komm!“ sagte er.

Beide traten ein. Ernst wies seinem Bruder einen Platz am unteren Ende der Tafel und sprach dann lebhaft flüsternd mit Herning. Theodor trat auf Herning zu und bot ihm die Hand.

„Verzeihen Sie mir. — Ich habe Ihnen Böses zugefügt. Ich freute mich herzlich, als ich hörte, daß Sie so bald eine so ungleich bessere Stelle fanden, als die verlorene gewesen.“

Herning schlug ein und Theodor setzte sich. Er musterte die Anwesenden. Es waren meist junge Leute, wie sie von der Arbeit kamen, nur flüchtig gewaschen und gekämmt und in der Eile in den besseren Rock geschlüpft. Drüben ein Graubärtiger. Er hatte ein Blatt Papier vor sich liegen und hielt einen Bleistift in der Rechten. Neben ihm ein greiser Kahlkopf, einäugig, mit einem bitteren Zug um den stoppelumstandenen, schmallippigen Mund. Er schielte auf den Alten, der, rechts an seiner Seite, mit gesenktem Kopf über dem laugen Warten eingenickt war. Die meisten unterhielten sich halb laut mit einander, nur hier und da saß einer stumm und starrte in's Leere. So oben am Kopfe der Tafel der Ecksteine mit den dunklen Augen

und dem militärisch gecheitelten Haar. Er hatte den Kopf auf die Linke gestützt.

Jetzt trat Ernst an seinen Platz und Herning setzte sich. Ernst schlug ein vor ihm liegendes Heft auf.

„Mein Bruder hat gewünscht, diesen Abend unter uns zu weilen. Ich habe gemeint, ihm das nicht verweigern zu sollen und bürge für die Folgen. Genossen! Es ist leider meiner Wirksamkeit unter Euch ein rasches Ende bereitet worden. Ich verlasse die Stadt, wie Ihr wißt. Ein Fachgenosse ist schon gefunden, der an meine Stelle tritt. Zudem gewinnen wir die Mitarbeiterchaft des Genossen Grafen von der Haiden, der Kulturgeschichte vorzutragen wird.“

Ich habe nun in Ihrer Gesellschaft Streifzüge in die uns einschließende Welt unternommen. Wer den Menschen, seine Staats- und Lebensformen begreifen will, muß die Dinge kennen, aus denen dies Geschlecht seinen Ursprung genommen. An der Hand der geologischen Forscher haben wir die Entwicklungsphasen dieses Erdballes durchmessen. Die sechs Schöpfungstage des orientalischen Märchens haben wir zu unendlichen Zeiträumen sich weiten

sehen. Auch aus dem einen Tage, da Gott den ersten Menschen „aus einem Erdenkloß machte“ und ihm „den lebendigen Odem in die Nase blies“, ist ein gewaltiger Zeitraum geworden, in dessen Verlauf aus tierischen Formen durch Anpassung und Vererbung der Mensch sich emporenwickelte. So erstanden vor unsren Augen die uns umgebenden Wesen als die Ergebnisse eines stetig arbeitenden Lebensdranges, der in der Verbesserung und Ausgestaltung der Formen nimmer rastete und jedes Wesen im Laufe der Jahrtausende so umzugestalten strebte, wie es die Anforderungen des Daseinskampfes erheischten. In diesem Sinne haben wir die Entstehung der Arten verfolgt und die schrittweise Entwicklung alles Seienden beobachtet. Nachdem wir so auf unserer Erde heimisch geworden und mit den Schicksalen unseres Sternes sowie seiner Geschöpfe bekannt geworden waren, haben wir unsere Blicke über die Grenzen unserer Heimat erhoben und haben den Platz und die Stelle zu erkennen gesucht, die wir mit unserer Erde im Weltall einnehmen. Ich habe Ihnen dargethan, welchen ungeheuren Einfluß auf die Entwicklung unserer Weltanschauung die Anerkennung des kopernikanischen

Weltsystems ausgeübt hat. Sie haben mit mir gesehen, welche Umwälzung im Denken diese nach sich zog; da wir aus Beherrschern des Weltencentrums, um das Sonne, Mond und Sterne sich dienend drehen, zu Wärmern wurden, die von einer verlorenen Scholle aus den erstauten Blick in die Unendlichkeit des Alls richteten. Das „große Licht“, von einer Götterhand entzündet, uns bei Tage zu leuchten, ward zur Riesenwelt der Flammen, die in gigantischen Ausbrüchen Weltenmassen kochend und glühend in die Räume schlendert, und ebenjowenig entzündet ward, „daß sie scheine auf Erden“, wie vielleicht je ein meilenweiter Waldbrand, damit zwei Menschenhände zu wärmen.

„Und Gott machte, steht geschrieben, zwei große Lichter; ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Genesis I, 16. 17.

„Dazu auch Sterne“, steht geschrieben; so ganz nebenbei, als schmückende Zugabe des kleinen Lichts werden sie an den Himmel gesetzt, daß sie scheinen auf der Erde. Nun haben wir einen Blick gethan auf diese kleinen, nebenjächlichen Sterne, und Welten erschlossen sich unseren Fernrohren. Sonnen von

der Macht unseres „großen Lichtes“ schwingen sich ungezählt durch die unendlichen Räume, umtanzt von dem Reigen beherrschter Kugelwelten. Im Glanz der Milchstraße sehen wir ein Gewimmel von Sonnen und Monden, im Nebel der Sternhaufen ferne Weltenmassen winken, und erschüttert erkannten wir, daß unsre sich drehende Scholle nur einen Atemzug bedeutet im ewigen Leben dieser Welt. Wir werden hinsinken in Nacht und Leere, wir und unser Stern, und wie einen matten, lautlos erlöschenden Schimmer wird das Weltall unser Ende sehen.

Ich hatte nun geplant, Sie weiter in das Reich der Naturwissenschaften einzuführen, das wird nun statt meiner ein Würdigerer thun. Mir aber sei dies letzte Wort gestattet.

Als man den großen Forscher Pascal fragte, was er mit seinen Fernrohren fortwährend am Himmel suche, antwortete er: Ich suche Gott. Auch wir haben Gott gesucht. Wir haben ihn nicht gefunden. Der Gott der Bibel, jener Künstler, der in sechs Tagen eine Welt entstehen ließ, der das Sandkorn Erde zum herrschenden Mittelpunkt des Alls erkor, er ist vor unseren Augen in ein Nichts zerstoßen. Dieser Gott also ist nicht. Ist aber

ein anderer? Möglich. Tausend Rätsel bleiben ohne ihn. Wenn wir die Summe aller Lebensformen auf ein Einweißklümpchen zurückführen, so bleibt uns doch die Frage: Woher dieses? Diese Urform des Lebens aus dem Nichts zu schaffen, bedarf es nichts Geringeren, als einer Gottheit. Ist nun diese? Oder ist sie nicht? —

So lange Menschen denken und zweifeln werden, wird diese Frage eine Frage bleiben. An diesem Punkte stockt die Wissenschaft; nicht ja, nicht nein wagt sie zu stammeln.

Es ist eine Ordnung in den Dingen, die auf ein denkendes Wesen deutet. Oder ist diese Ordnung selbst das Gottwesen? Ist das Weltall der Gott, die Sterne und Sonnen, die Blumen und Tiere, wir selbst? — —

Wir wollen nicht fragen. Wir wollen zu fragen verlernen. Wenn diese Gottheit lebt, so hat sie sich in Dunkel gehüllt und damit ihren Willen dargethan, den Dingen ihren Verlauf zu lassen. Daß ein Geist der Ordnung den Lauf der Gestirne leitet, glauben wir, weil wir es sehen; daß aber ein Arm aus den Wolken niedergreift, um einem wandernden Volke ein Meer trocken zu legen, das glauben wir

nicht. Solches thäte kein Geist der Ordnung, solcher Art störte er nicht den natürlichen Verlauf der Dinge. Auch daß wir diesen Geist der Ordnung durch Opfer oder Gebete zu helfendem Eingreifen in unser Schickjal bewegen könnten, glauben wir nicht, und deshalb können wir nicht beten. Die Demut hindert uns, vor dieses fremde, dunkle, gewaltige Wesen, das ungezählte Welten regiert, mit unseren ephemeren Wünschen, mit unseren kleinlichen Schmerzen hinzutreten. Wir sind in der Welt, die Welt ist in uns, mögen die Gesichte sich vollziehen. Alles, was wir können, ist, das Gute lieben und unsere Kräfte zum Guten nützen. Ein Leben nach unserem leiblichen Tode hoffen und glauben wir nicht.

Ist ein Weltkörper in Trümmer gegangen, so mögen seine zerstreuten Atome irgendwo einem neuen, werdenden Sterne sich mischen, aber der hingegangene kehrt nicht wieder. Er hat sein Leben gelebt, seine Zeit ist gewesen.

Wir hatten das Märchen von dem Leben im Jenseits, denn wie ein bethörender Traum hat es den Menschen die Sinne benebelt, Willionen hat es um Glück und Freude betrogen. Sie opferten

ihren Frühling hier und ließen sich verträsten auf eine bessere Welt. Betrogen und bethört liegen sie in den Gräbern und harren dessen, was nimmer kommen wird. Hier ist das Leben, hier blühen Eure Freuden, und wenn die Großen nach oben weisen, lacht ihnen in's Gesicht, sie wollen Euch betrügen. Ob sie an ein Jenseits glauben oder nicht, sie sichern sich, denn sie genießen hier und nur für Euch ist die Verträstung erjonnen. Selbst das Gute, das Menschen thun, hat dies verheißene Jenseits minderwert gemacht. Zene predigen: Thut Gutes! Es wird Euch oben vergolten; und was je von Menschen aus drängendem Herzen Gutes gethan ward, dieses Schielen nach dem Himmel, dieses rechnende Belohnungshoffen hat ihm das Beste genommen.

Wir lieben uns als Kinder dieser Welt aus einem inneren Drange. Es ist ein Lichtes in uns allen, das zum Lichten drängt. Der Gott, das Gute ist in uns. Wir folgen seinem Drang und fragen nicht nach Strafe und Belohnung. Aus dem Sonnenschein, drin diese schöne Erde lächelt, wollen wir die Schatten tilgen, die schwarz und dunkel „jene Welt“ auf unser Leben wirft. Frei und gut, menschlich

und furchtlos heben wir die Hände auf und grüßen Dich, Du lichterfüllter, blauer Himmelsdom. Blick nieder: Frei und froh sind wir geworden. Zur Mutter, zu der Erde sind wir heimgekehrt. Wir knieen hin, wir küssen diesen Boden und wollen ihm gehören für und für. Nicht auf die Sterne, nicht auf ein sagenhaftes Jenseits hoffen wir. Wir hoffen auf das Jetzt, in dem wir leben; das Reich von dieser Welt wird nun erstehen, ein seliges Geschlecht wohnt auf den Höhen und in den grünen Thälern!" —

Er hatte es gesagt, hingerissen von seiner Empfindung und hielt nun ein.

Es war ein großes Schweigen im Zimmer, alle hatten ihre Blicke auf Ernst Hart gerichtet; selbst der Alte, der inzwischen wieder wach geworden war, starrte mit großen Augen auf den jungen Sprecher hin. Da rückte Jemand seinen Stuhl; am unteren Ende der Tafel stand Theodor Hart auf, strich wie in tiefem Nachdenken durch das Haar, und ging dann mit großen, sinnenden Augen schweigend hinaus. —

— — Etwa eine Stunde später, — Mitternacht war vorüber, — ging die Gesellschaft auseinander. Truppweise verlor sie sich in dem Gewirr

der Gassen. In lebhaftem Gespräche ging Ernst zwischen Friedrich und Herning heim. In einer der belebteren Straßen kam ihnen ein Weib entgegen im leuchtenden weißen Federhut und grell gepuht.

Herning blieb stehen und sah dem Mädchen mit einem scharfen Blick in's Gesicht.

„Anna!“ rief er.

Sie fuhr zusammen und biß sich auf die Lippen.

„Wo willst Du hin?“

„Nachhause,“ sagte sie.

„Und so — so — gepuht?“

„Ich — ich — — war einjeladen.“

Sie schnellte es förmlich heraus.

„Bei wem?“

— — „Ach — Du kennst die nich.“

„Bist Du noch in Stellung?“

„Na Sache.“ —

Sie jagte es im Tone der Versicherung.

„Bei Steiner's?“

„Ja doch; arbeete wie'n Feert.“

„Ich komme nächstens zu Dir. Gu'nn Nacht.“

Sie machte, daß sie weiterkam.

„Meine Schwester,“ sagte Herning.

Die Drei gingen dann noch in ein Café am Alexanderplatz.

Es war ein Uhr vorüber, als sie sich erhoben, um heimzugehen. Sie traten auf den verlassenem Platz hinaus.

Der Mond stand groß über dem Rathaussturm und übergieß die regennassen Dächer, das blinkende Pflaster rings mit funkelndem Silberglanz. Das Rauschen und Rasseln des Verkehrs war erstorben, die Riesenstadt neigte sich zum Schlummer, und wie im Traume hing die Brücke drüben von dem schwarzen Gewölbe des Bahnhofes schwer und düster über der Königstraße. Wie ein flatternder Nachtvogel, einsam und träge, kroch hie und da ein einzelnes Gefährt über den weiten, schweigenden Platz.

Da kam, in den Hüften sich wiegend, den elfenbeinbestielten Regenschirm schwenkend, Hernings Schwester, diesmal in entgegengesetzter Richtung, nach der Königstraße zu gehend, daher. Jetzt bemerkte sie die Drei, schrak zusammen, wankte einen Moment und stürzte dann davon. —

Friedrich und Ernst waren stehen geblieben

und sahen dann bestürzt zu Herning auf. Dieser war leichenblaß geworden, wie erstarrt waren seine Augen einen Moment in die Ferne gerichtet, dann zuckte er die Achseln. Sein höhnisches Lachen klang über den einsamen Platz.





VIII.

„ . . . Es wird Sie schmerzhaft gepackt haben, es wird den Kampf, den Sie aufgenommen, noch einmal in aller Furchtbarkeit entbrennen lassen. Ich glaube zu fühlen, was alles Sie bei diesem plötzlichen Tode Ihres Herrn Vaters empfinden mußten. Auch dieses werden Sie überwinden. Das herrliche Wort Friedrich Nietzsche's „ich will mein bleiben!“ haben Sie mutvoll zur Devise erkoren, so werden Sie auch diesmal sich wieder aufrichten und die Kraft finden, sich Ihrem Wesen und den von Ihnen geliebten Ideen zu erhalten. Dies leuchte über Ihrer Trauer und weise Ihnen den Weg.

In herzlichster Teilnahme

Judith Jakoby.“

Friedrich ließ den Brief, den er wohl zehnmal schon gelesen, auf den Tisch fallen; in seinem bleichen

vergrämten Gesicht zuckte es schmerzlich. Es klingelte draußen. Er erschrak, griff nach dem Briefe und steckte ihn hastig ein.

Ein paar Worte wurden draußen gewechselt, dann pochte es an Friedrichs Thür. Bernhard Jakob trat ein. Die beiden Männer eilten auf einander zu, sie reichten sich die Hände, sie blieben beide stumm. Endlich sagte Bernhard: „Sie müssen nun Ihre ganze Kraft zusammennehmen . . .“

„Ja, stöhnte Friedrich, ja, das muß ich. — Es war ja so grauenhaft, so fürchtbar grauenhaft . . . Ich sitze hier und arbeite. Da kommt die Wirtin herein, — ein Zeitungsblatt in den Händen, — sie reicht es mir, — da — sie weist auf eine Stelle, — da in dürren Worten die Lokalnachricht von dem vermutlichen Selbstmorde des Generals a. D. Grafen Haiden zu lesen ist. — Allerlei dunkle Andeutungen über naheliegende Gründe, — als wie kürzlich in die Öffentlichkeit gedrungene Familienereignisse und so weiter.“

„Ist das wahr?“ fragte Bernhard, indem er sich setzte.

„Was?“

„Das — von dem Selbstmorde?“

„Nein — nein, sagte Friedrich hastig. Es war — es war ein Schlagfluß.“

„Um, woher wissen Sie?“

„Justizrat Helm, ein Freund und der Rechtsbeistand mein — des Verstorbenen, ließ mich vorgestern rufen; der hat . . .“

„Hat er Ihnen über die sonstigen Verhältnisse Auskunft gegeben?“

„Ja — ja, das hat er, — ich — ich wußte, daß mein Vater nie in glänzenden Verhältnissen gelebt hat, — aber — daß er — er hat Schulden hinterlassen.“

Bernhard sah betroffen auf. „Glauben Sie das?“

„Der Justizrat sagt es.“

„Glauben Sie's?“

Friedrich zuckte die Achseln. „Es ist möglich,“ sagte er.

„Nun und — und — ah . . .“

Im Schatten des Winkels drüben blickte etwas, etwas wie Gold. Bernhard hatte scharfer hingesehen. Es war ein Gemälde im Goldrahmen. Das Bild einer wunderschönen Frau. Mit offenem Munde blickte der Arzt zu der strahlenden Gestalt hinüber, die

drüben aus dem überschatteten Winkel des Dachstübchens in all' ihrer reinen Schönheit leuchtete.

Friedrich war den forschenden Blicken Bernhards gefolgt, er war plötzlich noch bleicher geworden, der letzte Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen. Er hatte die Faust auf der Brust geballt und atmete nun wie ein Erstickender. Er sah hilflos umher, während seine Lippen zitterten.

„ Ja — ja — es ist — es ist meine Mutter meine Mutter, mein Erbteil — das — das dort — mein einziges — dies B“
Er hielt ein. Ein Zucken und Beben ging über sein Gesicht. Er hob die Hände zu dem Bilde auf, er schlug sie vor's Gesicht und brach in Schluchzen aus. Er sank auf einen Stuhl.

Bernhard sprang herzu.

„Mein Gott! Ruhe, beruhigen Sie sich! Sie müssen sich sich fassen. Ich — ich bitte Sie, fassen Sie sich!“

Zwischen den Fingern, die sein Gesicht verbargen, quollen Friedrich die Thränen hervor. Ein krampfhaftes Schluchzen hatte ihn gepackt, es arbeitete stürmisch in ihm.

Bernhard hatte seine Hand auf Friedrichs

Schultern gelegt. „So recht, jagte er, lassen Sie's austoben. Ich komme wieder. Leben Sie . . .“

Friedrich sprang auf. Er fuhr mit dem Taschentuch über Augen und Wangen.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie! Ich — ich — bitte — ich beschwöre Sie — ich will — ich habe — — Es sind die ersten Thränen, die ich weinen kann!“

„Ja, ja, das Alleinsein. — Weshalb kommen Sie nicht öfter zu uns? Gerade jetzt . . . Man geht, — wie ein geladenes Gewehr geht man herum. — Es lindert, sich mitzuteilen, und — und — gerade Sie, — scheint mir . . .“

Sein Blick blieb wieder an dem Bilde hängen.

„Was für eine herrliche Mutter haben Sie gehabt!“

Etwas wie ein Schmerzensschrei, ein gequälter, gequetschter Ton aus zusammengeschnürter Kehle entrang sich Friedrichs Munde. Bernhard erschraf. Friedrich aber wankte. Er klammerte sich an den Tisch, sich aufrecht zu halten. Dann sank er in einen Stuhl.

„Aber was haben Sie nur?“

„Nichts — nichts mehr . . . ich habe nun garnichts mehr . . .“

In lautem Weinen und Schluchzen verlor sich dies. Er hatte den Kopf auf den linken Arm gelegt, während es krampfartig seinen Körper durchsuchte.

„Es scheint noch etwas auf Ihnen zu lasten, ich wage nicht, Sie darum zu befragen. — Könnten Sie durch Mittheilung sich Lust und Beruhigung schaffen, — Sie thäten's schon von selbst.“

Friedrich hob den Kopf, sein Gesicht war von Thränen überströmt.

„Meine Mutter, — Sie war mein Einziges . . .“

„Haben Sie sie gekannt?“ — Friedrich schüttelte den Kopf.

„Mein Einziges. Nichts habe ich je geliebt. — Dies Bild, — ich habe — habe davor beten können, und nun — und nun . . .“ Er griff verzweifelt in sein Haar. Bernhard öffnete den Mund, — aber er schwieg.

„Nun — nun — habe ich — durch den Rat Helm — er hat mir — aus dem Nachlaß — o — o.“

Er wühlte unter den Papieren, die den Tisch bedeckten, riß ein Blatt daraus hervor. Es war

einem Briefe gleich zusammengefaltet und trug ein erbrochenes Siegel. Er reichte es Bernhard hin.

Mit zitterigen Zügen hatte eine bebende Hand die Aufschrift gemacht.

„An meinen Sohn Friedrich zu seinem fünf- undzwanzigsten Geburtstage.“

Einen Moment hielt Bernhard den Brief in der Hand, er zögerte und wagte kaum, ihn zu wenden.

„Ja, ja, hauchte Friedrich, Sie sollen ihn lesen.“ Bernhard entfaltete den Brief.

„Hier liegt Du an meiner Seite, Sohn, Friedrich, starrst mit den acht Tage alten Augen in das Lampenlicht, — und ich — so jung — so jung muß Abschied nehmen von Dir. Ich muß sterben. Mein süßes, mein geliebtes Kind, wachse, blühe auf, Du — mußt — Du hast hier für mich etwas zu thun — für mich, Deine unglückliche Mutter.

Zuerst verzeihe mir, — daß — Du lebst. — Ich habe Deinen Vater, — meinen Mann — nicht geliebt — Dein Leben ist meine Sünde, — einem Bunde, den der Zwang geschlossen, entstammst Du.

Heut, da Du — ein Mann — diese Zeilen liesest und Gras auf meinem Hügel wächst, weihe

ich Dich: Das Einzige, was ich Dir lasse, ist — eine Aufgabe — ein Dienst. Du sollst in die Pflichten treten, die ich verlegte, — mein Sohn — mein kleiner Fritz; heut' bist Du ein Mann, — Dein Knie umklammere ich — aus meinem Grabe schrei' ich zu Dir — Du mußt mir helfen!

Ich hab' ein Töchterchen — Frucht einer flammenden Neigung — er — mein Angebeteter ist im Duell gefallen, meinem armen Kinde fehlt Name — Vater — Recht. In Dunkel und Schande hab' ich's verborgen — der Fremde, dem ich gehöre — weiß davon — in Dunkel und Schande hab' ich's verbergen müssen — mein Kind. - - Friedrich — rette mich, rette mein Töchterchen, es ist nicht, nicht Deine Schwester — aber — Fritz — es ist — mein Kind — mein und meines Herrlichen. Fritz — Du mußt — ich — fordere das, jetzt — da ich sterben soll — fordere ich von — Rette mein Kind — Fritz — rette, Fritz -- Fritz“

Bernhard ließ das Blatt sinken, in tiefen Gedanken starrte er zu dem Wilde hinüber, vor dem Friedrich händeringend stand. Dieser murmelte mit aufeinandergepreßten Zähnen vor sich hin.

„Heilig war sie mir! — Ich — ich kann es

nicht mehr sehen! Nicht mehr ansehen — ich reiße — reiße es von der Wand!”

Bernhard trat heran. Er legte seine Hand auf Friedrichs Schultern und sah ihm voll in das Gesicht. „Haiden, sagte er, ist Ihnen diese Frau jetzt nicht mehr heilig?”

Es war, als ob ein Schreck durch Friedrichs Körper ging, so zuckte er zusammen. Dann strich er über seine Stirn.

„Eine — eine Andre — ist sie geworden — eine Fremde — die ich nicht kenne, eine — Fremde — ja.“

Er sank auf einen Stuhl.

„Es ist natürlich, daß Ihnen die Gestalt Ihrer Mutter von diesem Tage an in einem andren Lichte erscheint, als bisher. Sie haben bis dahin an ihr gehangen, wie eben ein Sohn an seiner Mutter hängen kann. Sie, die Sie mit bewußten Augen nie gesehen, deren Hand Sie nie gedrückt und geküßt, von der Sie nichts kennen, als dieses Abbild in seiner Reinheit und Schönheit, sie hat sich Ihnen zur Idee verklärt. Alles Lichte und Hohe hat ihre Züge getragen, mit Ihren besten und reinsten Gedanken sind Sie zu ihr geflüchtet — und so mögen

Sie denn heute erbeben, da das Schicksal Sie zwingt, sich zu erinnern, daß diese Höhe — auch ein Weib gewesen.“

Es ging ein Schauer über Friedrichs Gesicht. Er wandte dem Wilde den Rücken, mit weit aufgerissenen Augen starrte er in's Leere.

„Haben Sie etwa Anlaß, die Ehrfurcht, die Ihnen diese Frau bis heute einflößte, nun nicht mehr . . .“

Verzweiflung in den Mienen, suchte Friedrich die Achseln.

„Also nicht, — nicht mehr, sagte Bernhard. Das ist . . . sehen Sie, ich empfinde immer Ehrfurcht vor dem Unglück.“

Friedrich wandte sich mit einem Ruck. Er sah Bernhard mit großen Augen an. Seine Lippen zitterten. „Auch — stieß er hervor — auch vor der Schuld vielleicht?“ — —

„Auch. Alle Schuldigen sind unglücklich. Und was ist denn die Schuld hier gewesen?“

Sie hat einen Mann geliebt, sie hat ihn verloren. Daß sie dann in ihrem Jammer zu einem Ungeliebten flüchtete, wollen Sie zum Richter darüber werden?“ Friedrich sank das Haupt auf

die Brust. „Und — deswegen — weil — weil sie einen Mann geliebt und ihm angehört hatte — deswegen wollten Sie . . . — Das ist ja das Höchste in uns, — daß wir voll empfinden und das Gefühl zum Herrscher machen. Und Sie — Sie — dieses Beste haben Sie von ihr; sich hinzugeben — erwägungslos sich hinzugeben, dieses, das ich an Ihnen liebe, Sie haben es von ihr empfangen. Als Sie Gedanken, die Sie liebten, fanden und mit einem Federstrich sich hingaben dem, das Sie für gut erkannt, — da zuckte in Ihnen ein Nerv von dieser Frau, da durchschloß Sie der gleiche Strom, der diese hier in die Arme des Geliebten riß. Ihr Bestes haben Sie von ihr und wollten . . .“

Friedrich sprang auf, wie abwehrend erhob er die Hände. Ohne sich umzusehen, dem Wilde den Rücken kehrend, ging er in die Fensternische, durch die das bleiche Licht des Wintertages sich in's Zimmer stahl.

Bernhard folgte ihm dahin. „Sie werden in diesem Punkte noch anders denken. Die Sache ist zu neu und stürmt zu unvermutet auf Sie ein. Sie brauchen Zeit. Aber — das Mädchen . . .“

Friedrich richtete sich auf. Wieder strich er

über die Stirn, als würde es ihm schwer, sich zu sammeln.

„Ja — sagte er, — das — das Mädchen . . . das ist nun — das Nächste. Ich soll sie nun suchen — es ist da, mit Bleistift halb verwischt, steht da hier . . .“

Er ging zum Tisch, nahm den Brief zur Hand und trat wieder an's Fenster.

K — K — Kruse, Kauen. — Wie?“

Bernhard betrachtete die halb unkenntlichen, verwischten Bleistiftzüge.

„Ja — jagte er, so soll es heißen. Sie haben also einen deutlichen Inhalt.“ „Mein Gott“, sagte Friedrich. Bernhard hatte eine Frage auf den Lippen, da klingelte es wieder draußen. Gleich darauf trat Herning ein. Eine kurze Begrüßung ward ausgetauscht. Hernings Stirn war in Falten. „Sie haben uns gestern Abend sitzen lassen!“ jagte er zu Friedrich. Dieser schien ihn nur wie durch einen dicken Nebel zu hören. „Ja,“ sagte er, als hätte er kaum verstanden.

Herning biß sich auf die Lippen.

„Und heute? — Werden Sie heut' Abend wieder nicht zum Unterricht kommen?“



Friedrich schüttelte teilnahmslos den Kopf.

„Ja — wollen Sie uns denn zu Narren haben?“

Friedrich seufzte auf, er schien es nicht gehört zu haben.

„Franz, sagte Bernhard, der Graf — ist . . . er hat, es haben sich Verwicklungen ergeben, die seine . . .“

Franz trat vor Friedrich hin.

„Also sagen Sie's doch, — Sie wollen nicht!“

„— Ich habe — von meiner verstorbenen Mutter, — muß — h — h — habe eine Schw — Schwester, die — ich reise — morgen — morgen früh . . .“

„Kram!“ sagte Herning.

„Kram!“ wiederholte er.

„Mutter — Schwester — ich habe auch 'ne Schwester — hol' sie der Teufel! Wir haben mehr zu thun!

Es giebt für uns nur Eins: die Partei. Aus dem Wege die Weiber!

Zur eignen Mutter sagen wir, — wir, — die wir in der Welt etwas erreichen wollen: Hebe Dich hinweg! Was habe ich mit Dir zu schaffen!

Pah — Kram.“

Er stürzte zur Thür hinaus.



IX.

„Mertens? — Mertens, jagen Sie?“

„Ja, Herr Kandidat. Karl Mertens.“

„Und mich?“

„Ja, den Herrn Kandidaten wollte er sprechen.“

„Gut.“

Das Mädchen ging. Der Fremde trat ein. Theodor war von seinem Arbeitsstisch aufgestanden.

„Guten Tag, Herr Kandidat, Sie . . . Sie — werden mich noch kennen . . .“

„Sie — äh — ja, ja wohl. Mertens, jetzt weiß ich. Sie waren 'mal Disponent beim Vater.“

„Ganz recht.“

„Und was . . . womit kann ich dienen?“ —

Theodor machte eine zum Niedersetzen einladende Bewegung. Mertens nahm Platz. Verlegen und ängstlich schweiften seine Augen in dem ein-

fachen Zimmer umher, vom bücher- und papierbedeckten Schreibtisch zu den hohen Regalen hinüber, die bis zur Decke hinauf, bücherbestellt, sich erhoben.

„Ich — ich — komme zu Ihnen — mit — er drückte seinen etwas schäbigen Hut an die Brust. Es zuckte in seinem glattrasierten Gesicht.

„Herr Kandidat, helfen Sie mir!“

Es klang wie ein ausbrechender Verzweiflungsschrei. Die Arme sanken ihm herab. Sein leicht ergrautes volles Haar fiel ihm in Strähnen über die furchenreiche Stirn.

„Um was handelt es sich?“

Mertens richtete einen stieren Blick auf die grünen Blätterranken des Teppichs zu seinen Füßen; er biß sich auf die Lippen.

„Sehen Sie, sagte er, — ich weiß nicht mal, ob ich ein Recht habe, mich gerade — an Sie gerade zu wenden. Aber — Sie sind doch — Sie wollten doch Pastor werden — und — ich freilich bin mit Frau und Kindern aus der Kirche ausgetreten und — sag' es Ihnen gleich, — bin Sozial-Demokrat. Vielleicht wird Sie das abhalten, mir beizustehen. Aber — ich will, daß Sie das vorher wissen.“

„Wenn Sie mit einer Sache zu mir kommen,

in der ich helfen kann, und in der es recht ist, Ihnen zu helfen, so werden Sie mir wohl vertrauen. daß ich nicht erst nach Ihren sonstigen Gesinnungen frage, da Sie mir als ein anständiger Mensch seit Jahren bekannt sind."

"Danke. Ich danke Ihnen. Sehen Sie; ich bin Familienwater, habe Frau und fünf Kinder und betreibe, wie Sie wissen, ein kleines Fabrikationsgeschäft. Habe — habe mich schwer gequält, — geringe Mittel, — die Konkurrenz — ach, es ist nur so ein Schleppen von einer Sorge zur andern. Die Familie ist gewachsen, die Ansprüche auch — das teure Leben — Sie kennen ja das. Ich habe mich keiner Zeit selbständig machen müssen. Ihr Herr Water hat mir damals erklärt, ich könne bei ihm nicht weiterkommen, und mit sechshundert Thalern — lieber Gott — ein strebsamer Mensch kann doch dabei nicht stehen bleiben. Meine jetzige Frau war auch kein Kind mehr — und da — heiraten, sich selbständig machen, das will doch jeder. Ihr Herr Water war damals sehr ärgerlich, daß ich dieselbe Fabrikation betreiben wollte wie er. Lieber Gott, — es war die einzige Branche, die ich kannte, die ich gelernt hatte, und was — sollte ich denn

sonst. . . . Außerdem, sein Weltgeschäft hatte wohl von mir nichts zu fürchten und ich habe ihm damals fest versprochen, seine Artikel nicht zu fabrizieren. Nun, das habe ich gehalten. Ich habe mir eine kleine Spezialität geschaffen, Lampenfüße, die ich in Zinkguß ausführe. So ein zehn, zwölf Muster. Mal hie und da eine kleine Änderung in der Zeichnung, — es ging. Ein großer Nutzen blieb nicht, aber es ging. Wir lebten.

Er machte eine Pause. Wieder trat dieses Bucken in sein Gesicht.

„Da ist nun — da habe ich — gestern komme ich zu einem Kunden mit neuen Mustern. Ich lege sie vor. Er sieht und prüft, fragt nach den Preisen, ich nenne sie. Er lächelt. „Mertens, sagt er plötzlich, Sie müssen mit der Zeit mitgehen. Seit fünf Jahren arbeiten wir zusammen. Ihre Preise bleiben aber immer dieselben.“ „Weil es die äußersten sind,“ sage ich. Er kratzt sich hinterm Ohr. „Sehn Sie mal dies,“ und stellt mir ein Muster hin, allerdings schöner und reicher wie meines, und — zehn Prozent billiger. Ich wollte das nicht glauben. Er holt mir die Preisliste und zeigt mir's schwarz auf weiß. Mir stand der Angstschweiß auf der

Stirn. „Und wer? — Wer, frage ich, kann so liefern?“

Er klappt das Büchelchen zu, auf dem Deckel stand in großen roten Buchstaben: Hart & Co. Ich denke, mich rührt der Schlag. Der Preis-Courant enthält eine ganze Kollektion von Lampenfußmustern mit dem fett gedruckten Avis, daß die weltbekannte Firma diesen Zweig der Fabrikation in ihre Thätigkeit aufgenommen und großartig auszugestalten beschlossen habe. Heute erfuhr ich bei vier anderen Kunden daselbe.“ — Er schwieg, seine Augen bohrten sich fast in das Teppichmuster zu seinen Füßen.

„Und nun?“ fragte Theodor.

Mertens blickte auf. Sein Mund öffnete sich halb, er sah verzweifelt umher. Theodor war aufgesprungen, er hatte erregt einen Gang durch das Zimmer gemacht. Wieder und wieder rückte er an dem stählernen Gestell seiner Brille. Jetzt blieb er vor Mertens stehen.

„Ich werde — nun — zu Grunde gehen. — Ich — ich — ich bin geschäftlich totgemacht. — Ich habe keine Mittel, keinen Kredit, um etwas anderes zu unternehmen. Auch nur einen andren

Artikel zu fabrizieren, fehlen mir die Mittel zur Anschaffung der nötigen Instrumente und Rohstoffe.“

„Können Sie denn nicht auch billiger fabrizieren?“ fragte Theodor.

Mertens schüttelte den Kopf.

„Das' iit es ja eben. Ich kann es nicht.“

„Warum kann's denn mein Vater?“

„Weil er den hundertfachen Umsatz hat. Sein Nutzen am Stück wird kleiner sein, aber die Menge schafft es. Er hat das Geld, im Großen zu arbeiten, ich kann's nur im Kleinen. Und das nennen sie nun freie Konkurrenz. Ich laufe zu Fuß, er fährt vierspännig.“

„Und Sie glauben, Ihr Geschäft wird nun zu Grunde gehn?“

„Es hat schon angefangen. Sechs Kunden hab' ich schon verloren. Wo sie's billiger kriegen, da laufen sie natürlich hin.“

Theodor nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf.

Mertens hatte sich erhoben.

„Da komme ich nun — nun zu Ihnen. Sie sind doch ein Theologe und wissen, -- was recht ist und — können Sie das ruhig mit ansehen?“

Ihr Vater ist Millionär, seine Familie ist klein, seine Söhne erwachsen. Das Geschäft ist doch für ihn nur so eine Art von Sport. Er zerstreut sich damit, er spielt damit, denn daß er noch reicher werden soll, das kann doch nicht seine Sorge sein. Aber der Gehrt, der Amerikaner, der steht hinter ihm wie mit der Heppetsche und treibt ihn zu immer neuen Unternehmungen. Es soll mir ja alles recht sein, aber müssen sie gerade mich unter die Räder ziehen? Es giebt so tausend Artikel, die sie fabricieren können, warum haben sie gerade meinen ausgejucht? — Es — es ist doch — grausam — nur — um — um der Zerstreung willen — eine ganze Familie zu ruinieren. Wenn ich an meine Kinder — meine Kinder denke“

Seine Züge verzogen sich schmerzhaft.

Theodor war herangetreten.

„Beruhigen Sie sich, ich will es meinem Vater vorstellen. Ich — ich hoffe sicher, er wird sich erweichen lassen. Ich hoffe ganz bestimmt.“ —

Mertens stand auf. Er hinterließ seine Adresse und ging unter tausend Dankbezeugungen. Theodor trat an's Fenster und starrte auf die belebte Straße hinunter, in der eben die Laternen angezündet wurden.

Es dunkelte stark. Dann ging er hinaus und begab sich zu seinem Vater.

Vor der Thür des Wohnzimmers hörte er dessen Stimme.

„Na, Bertha, — zehntausend.“

„Gieb doch fünfzehn.“

„Zehn, sage ich, als ob das garnichts wäre.“

„Gieb fünfzehn.“

Theodor trat ein. Die Beiden saßen beim Kaffee unter der Ampel. Das Glühlicht fiel auf das silberne Kaffeegeßirv und spielte darauf mit tausend blihenden Strahlen.

„Theodor, rief der Alte, sage Du: Wenn ich zehntausend Mark für den Bau der Botivkirche zeichne“

„Sieh' mal, mein Junge, schon um Deinetwillen müßten wir uns etwas nobler machen.“

„Um meinerwillen, Mutter?“

Theodor war an den Tisch herangetreten.

„Na, ja, Du gehörst doch eigentlich schon mit zur Kirche und wir — insolgedessen — doch wohl auch. Und — da — müssen wir doch schon gewissermaßen —“

„Ich halte die Summe von zehntausend Mark für eher zu groß, als zu klein,“ sagte Theodor.

„Da hast Du's!“ rief Hart.

„Aber Theodor!“ sagte die Alte.

„Es ist ja doch nur eine teuer bezahlte Eitelkeit, Mutter.“

„Stimmt, lachte Hart, stimmt, Zunge!“

„Aber ich muß mich doch sehr wundern, Theodor, daß gerade Du . . . ach, Du denkst wohl, weil die Subskription öffentlich geschieht? — Als ob wir nicht auch im Stillen Gutes thäten.“

„Was denn?“

„Na, ich meine, giebt man nicht immerfort? Man wird ja gar nicht fertig, schließlich. Hier ein altes Weib, dort ein Kind — es betteln ja alle. Nicht drei Schritte gehst Du, ohne daß einr die Hand aufhält. — Ich habe immer Kleingeld bei mir, bloß für solche Fälle.“

„Ja, Kleingeld — und das nennst Du dann „immerfort geben.“ Das ist eben der Unterschied. Für solche Fälle steckst Du Dir Kleingeld ein, kommt aber die Liste in die Zeitung, dann sind zehntausend Mark zu wenig.“

„Hast Recht, hast Recht!“ knurrte der Alte.

„Aber Theo, es handelt sich doch hier um einen Kirchenbau.“

„Und es handelt sich hier um die Existenz einer ganzen Familie! Höre, Vater.“

Theodor hatte sich an den Tisch gesetzt und begann nun von Mertens' Anliegen zu reden. Der Alte hörte ruhig zu und blies mächtige Rauchwolken aus seiner Havanna gegen die Ampel. „Und was soll ich in der Sache thun?“ fragte er jetzt.

„Laß den Artikel fallen. Es giebt so viele andre Dinge, die Du fabrizieren kannst.“

Die beiden Alten schlugen eine herzhafte Lache auf. Theodor schoß das Blut in's Gesicht. „Ja — aber, wie könnt Ihr denn darüber lachen?“

„Mein Junge, jagte der alte Hart, Du hast eben keine Idee vom Geschäft.“

„Woher sollte er denn auch?“ sagte Frau Hart.

„Also — das ist etwas so Unmögliches, um was ich Dich bitte, Vater?“

„Ja.“

„Und willst Du mir mal sagen, warum?“

„Nä — eh — es — das reine Kind.“

Er prustete schon wieder.

„Vater!“

„Also ich — ich soll einen Artikel fallen lassen, — weil — ich bitte Dich — weil irgend ein Pfuscher darin herumspücht?

Laß — laß mal — hör' erst zu!

Was Du verlangst, ist Unsin. Ich kann mir durch solche Rücksichten nicht die Hände binden. Geschäft ist Geschäft.“

„Aber, Vater, der Mann geht zu Grunde!“

„Was soll ich denn thun? — Die Artikel, welche noch Nutzen lassen, liegen nicht auf der Straße, weißt Du. Und wenn ich ihn nicht aufnehme, thut's ein Andern. Heute erst habe ich erfahren, daß Winkelmann sich auch auf die Sache werfen will — also!“ —

„Ja — aber Vater, mußt denn gerade Du den Mann ruinieren?“

„Ich jage Dir doch, zehn andre thun's, wenn ich's nicht thue. Und dann — es ist ja lächerlich . . . soll ich das ganze Geld zum Fenster rauswerfen?“

„Welches Geld?“

„Das ich bereits in die Sache gesteckt habe an Musterzeichnungen, Rohmaterialien, Druckmaschinen und Maschinen.“

„Was macht das etwa?“

„Sechstausend reichen nicht.“

„Dann zeichne für die Kirche nur viertausend und nimm die sechs“

„Das geht nicht, schrieb Frau Hart, Frau Minister Schneider, Excellenz, hat gesagt“

„Laß doch, Bertha, es ist ja Unsinn. Wenn ich schon selbst das Geld zum Teufel gehen ließe, ich kann mich nicht so blamieren.“

„Blamieren?“

„Ja, doch. Zwanzigtausend Circulare habe ich in die Welt geschickt, die Ordres hageln nur so — und nun soll — ich — quatsch — einfach quatsch. — Und Gehrt, — ach du lieber Gott, der würde mich schön ansehen!“

„Nein, Theo, miß' Dich nicht in diese Sachen.“

„Aber Mutter, Du baust Kirchen, leitest Magdalenenstifte, inspizierst Hospitale und Altersversorgungsanstalten — und hier — hier versagt Dein Christenthum?“

Frau Hart war ganz bleich geworden. „Theo — aber — siehst Du, das ist Geschäft, das verstehen wir nicht.“

„Geschäft — Geschäft, ist denn im Geschäft alles erlaubt? Giebt es denn da nicht Rücksicht

und Erbarmen? Kennt denn der Kaufmann keine Moral?"

„Junge, ich sage Dir! . . .“ Der Alte stand auf.

„Also Du willst in dieser Sache nichts thun, Vater?"

Hart zuckte die Achseln.

„Gut, dann wirst . . . wirst Du etwas anderes thun.“

„Wirst? Wirst? — Wie sprichst Du denn mit mir?"

Theodor trat einen Schritt zurück.

„Dann — bitte — ich Dich — . . .“

„Um was?"

„Nimm Mertens in Dein Geschäft, gieb ihm eine Stelle, die ihn und seine Familie erhält.“

„Es — is —“

Der Alte schlug auf den Tisch. „Zum Donnerwetter! Laß mich in Ruhe mit Deinen Dummheiten?"

„— D — Dummheiten, Vater? Du hast den Mann um seine Existenz gebracht — und bist verpflichtet . . .“

„Verpflichtet? Jesus! — verpflichtet sagt er! Bin ich verpflichtet, mein Geschäft zu einer Ver-

sorgungsanstalt für die unfähige Konkurrenz zu machen? — Blödsinn!“ —

Theodor umklammerte eine Stuhllehne.

— „Dann — dann — hat ja — hat ja Ernst recht! Dann — dann ist ja — alles — alles Lug und Trug! Euer Kirchenbauen, — Armen- und Krankenpflegen — pñi!“ —

Frau Hart schrie laut auf. Der Alte war freidebleich geworden.

Theodor stürzte zur Thür hinaus.

Die beiden Alten sahen sich an, ihre Lippen bebten.

„Der — Zweite!“ stammelte Frau Hart.

„Der — Letzte,“ jammerte der Alte.





X.

„Also hat er die Spur gefunden?“

„Mehr, Judith. Er schreibt: Es lebt hier eine Witwe Kruse, die vor sechsundzwanzig Jahren, da ihr Mann noch lebte, mit ihm ein uneheliches Kind adoptierte.“

„Und hat er diese Frau gesprochen, Bernhard?“

„Ja.“

„Und — was — was hat er erfahren?“

„Seit sieben Jahren ist das Mädchen fort.“

„Wo ist es?“

„Hier.“

„In Berlin?“

„Ja.“

„Und was — was treibt sie hier?“

„Man weiß das augenblicklich in Klauen nicht. Nur — daß das Mädchen von Kindheit an nichts

taugte und ein verwildertes Geschöpf war, hat er erfahren.“

Judith lachte auf.

„Du lachst?“

„Ja. Daß ein Mensch von Kindheit an „ein verwildertes Geschöpf“ sein soll, ist seltsam. Verwildernd sollt' es wohl heißen. — Willst Du mir Haidens Brief mal zeigen?“

„Ich möchte, sagte Bernhard, daß Du mir das erließejt.“

„Und warum?“

„Es ist so niederdrückend, einen Mann verzagen zu sehen.“

Mit einem Ruck hatte Judith den Kopf erhoben und hatte einen starren Blick auf ihres Bruders Gesicht gerichtet. Wie zu einer Frage öffneten sich ihre Lippen. Aber sie blieben stumm. Es schlug Nenn. Judith gab Bernhard die Hand. „Und wann kommt er wieder?“

„Vermutlich morgen.“

„Leb' wohl. Meine Kinder warten schon da drinnen; die Spielstunde beginnt. Geh' nur, ich weiß, Du wirst ihm schon helfen.“

„Wenn er sich selbst nicht helfen kann . . .“

murmelte Bernhard, indem er das Haus verließ. Er besuchte seine Kranken. Als er die Runde gemacht hatte, nahm er eine Droschke und fuhr nach dem Polizei-Präsidium. Er trat durch das düstere Thor am Mühlendamms in einen noch düsterern Hof. Rechts führte eine steile Hühnerstiege zu den Räumen der „Sittenpolizei.“ — *Lucus a non lucendo*, dachte Bernhard.

Verlorene Menschen, junge und angejahrte Mädchen und Frauen, die Liebes- und Hungeropfer der Hauptstadt, saßen auf langen Bänken umher und richteten die übernächtigen Augen auf Bernhard. Dieser fragte einen Aufseher nach dem Dienstzimmer des Polizeirats Weber.

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Geben Sie ihm gefälligst diese Karte.“

„Dr. Bernhard Jakoby, Armenarzt,“ las der Beamte.

„Sofort.“

Zwei Minuten später ward Bernhard von dem Polizeirat empfangen.

„Na Sie hab' ich aber lange nicht gesehen, Doktor! — Was bringen Sie?“

„Eine Bitte.“

Land, Der neue Gott.

„Schießen Sie los.“

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie in den Kontroll-Listen der Sittenpolizei nachsehen ließen, ob in ihnen ein Mädchen, Marie Kruse mit Namen, aufgeführt ist.“

„Haben Sie Anlaß zu der Vermutung, daß wir sie in den Registern haben?“

„Ich fürchte. Das Mädchen kam mit neunzehn Jahren nach Berlin, mittellos, ohne Anhang, mit einer Anlage zum Leichtsinn.“

„Und so glauben Sie, daß sie in dieje Sackgasse geraten? Ja, ja, das ist so der Weg na -- wollen sehen.“

Er trat an das Telephon und that die Anfrage. Zwei Minuten verstrichen. Jetzt wandte er sich wieder um. „Stimmt. Grenadierstraße zwölft, zweiter Hof, links, bei Frau Heße. Da haben Sie den Salat.“

„Ich danke Ihnen.“

„Ja, ja, mit den Weibern, is das 'ne Zucht!“

„Wird auch 'mal anders werden.“

„Dokterchen, Dokterchen, ich glaub' nich dran.“

„Sonst wär's ja zum Verzweifeln,“ sagte Bernhard. Er fuhr nach der Grenadierstraße zwölft;

zweiter Hof parterre links, es stand kein Name an der Thür. Der Glockenzug war abgerissen. Bernhard klopfte. Zweimal, dreimal. Jetzt kamen schlürfende Tritte heran. Vorsichtig ward die Thür ein klein wenig geöffnet.

„Wer is da?“

„Frau Heise zu Hause?“

Drinne ward geantwortet.

„— Da is jo'n kleiner Kude . . .“

„— Laß'n rin.“

Ein halbnacktes Weib öffnete.

„Ich möchte die Marie Kruse sprechen.“

„Marie Kruse?“

„Ja; sie wohnt doch hier.“

„Marie Kr . . .“

„Hach — Du — Emmy — das 's ja de Wieze.“

Ein zweites halbnacktes Frauenzimmer trat auf den dunklen Gang hinaus.

„Kommen Se mal her — Sie Kleena — Sie schwarza Deibel . . .“

„Wohnt die Kruse hier — oder nicht?“

„Na — sei man jeniellich, Dicka!“

„Du — schent' ma'n Froschen.“

„Hier ist ein Thaler . . .“

Vier Hände stürmten auf ihn ein.

„Halt! Wenn Ihr mich zu der Kruse führt, bekommt Ihr ihn.“

„Ach — na — kief doch . . .“

„Die — Gott — die wohnt ja — janich — is längst wech — die hat der Albert — was der Schloffer = Albert is — halbdot jehaun — un — nu — weest Du vielleicht — Emmy?“

„Ja — Du — id weest — wachte
wachte ma' — Hedemannstraße zwee, bei de Millioners = Ida — da is je.“

„Ach — Stuß — Weechen.“

„Ja — Du — id hab't jaun genau jehceert.
Die aus'n Kaffee — die mit de Sammtledasche — bei die is je“

„Hedemannstraße zwei, jagen Sie?“

„Ja woll. Drei Treppen, bei de Millioners = Ida.“

„Na wie is des nu mit den Dahler? — zuch doch'n bißken!“

„Hier.“ Bernhard jühr nach der Hedemannstraße zwei. Es war ein vornehmes Haus. Er stieg die mit Läufern belegte Treppe hinauf bis zum dritten Stock. Der Eingang zur Wohnung war

ohne Namen. Bernhard klingelte. Ein blondes Mädchen mit verbundner Stirn öffnete.

„Können Sie mir sagen, ob sich hier eine Marie Krnje aufhält?“

Das Mädchen prallte zurück, es schrie auf. Es ward so weiß wie das Tuch, das es um die Stirn trug. Das Mädchen lief davon.

„Aber — Mieke — Du bist doch . . .“

Ein hochgewachsenes Weib trat heraus: von schwarzen Locken umwallt, tauchte ein vornehmes blaßes Gesicht aus dem Dunkel auf.

„Wollen Sie nicht näher treten, mein Herr?“ Sie jagte es mit einer tiefen, klangvollen Stimme. Sie öffnete eine Thür und ließ Bernhard in einen eleganten Salon eintreten. Dicke Vorhänge vor den Fenstern dämpften energisch das Tageslicht, das auf all den Nacktheiten, die die Wände schmückten, irrlichterhaft spielte. In einem lang hinwallenden spitzenge schmückten, schneeweißen Morgengewande stand die volle und schlanke Gestalt vor Bernhard. Ein betäubender Weichenduft ging von ihr aus.

Bernhard verbeugte sich: „Doktor Sakoby“, sagte er.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor?“

Mit einem Ruck warf sie die schwarzen Locken, die wie lieblosend ihre Wangen und die Wölbung ihrer Brust berührten, in den Nacken zurück.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, wenn ich gestört habe. Ich möchte mir die Frage gestatten, ob dieses Mädchen, das mir öffnete, die Marie Kruse ist.“

„So heißt sie, ja.“

„Ich komme ihretwegen.“

„Ach.“ — Es klang wie höchste Überraschung. Ein scharfer Blick aus großen graugrünen Augen prüfte Bernhards Züge.

„Und was wollen Sie von ihr?“

Sie sprach es scharf, jedes Wort klang wie am Stein geschliffen.

„Zuerst, Sie dürfen mir nicht böse sein, eine Gegenfrage: Was thut das Mädchen hier? Wie kam es zu Ihnen?“ —

Sie sah einen Moment zu Boden und nagte an ihrer vollen Unterlippe. Dann hob sie den Kopf. „Ich habe keinen Anlaß, Ihnen das zu verschweigen. Ich kenne das Mädchen seit Jahren. Ich bin — früher mit ihr in — nun — in ihren

Kreisen, — was soll ich mich zieren, in ihren Kreisen zusammen gekommen.“

Bernhard schüttelte den Kopf.

„Ja, ja, Herr Doktor, so ist es. Ich habe inzwischen Carrière gemacht. Das ändert die Sache nicht. Kurz — ich fuhr neulich nachts von einem Ball nachhause und war zufällig Zeuge einer Straßenscene, bei der das Mädchen von seinem Zuhälter beinahe totgeschlagen wurde. Es ist noch heute nicht völlig von den erlittenen Verletzungen geheilt. Ich nahm sie bei mir auf . . .“

„Sind Sie mit ihr verwandt?“

Sie stutzte. „Nein. Ich nahm sie bei mir auf . . . aus — äh — aus Mitleid, wenn Sie wollen — na — ja — sie sucht sich sonst nützlich zu machen, und — äh — das alles interessiert Sie ja nicht. Darf ich nun . . .“

„Ich habe, sagte Bernhard, Grund, an dem Schicksal des Mädchens Anteil zu nehmen. Was halten Sie von ihr?“

Sie zog die Augenbrauen zusammen, sie biß sich auf die Lippen. Es klang fast zornig, als sie sagte: „Sie ist eine Dirne, nun ja.“

„So, — entgegnete er unsicher, aber ich

meine, — ich wollte von Ihnen hören, ob . . .“
Lauernd hing sie an seinen Lippen, sie ließ ihn nicht
ausreden.

„Sie meinen, sagte sie, ob das Mädchen eine
Dirne bleiben müsse, ob es nicht möglich wäre,
etwas anderes aus ihr zu machen?“

Sie jagte es mit deutlichem Spott.

„Sie glauben also nicht, daß das möglich
wäre?“ fragte er entmutigt.

„Habe ich das gesagt? brauste sie auf. Wes-
halb fragen Sie mich so etwas. Es ist nutzlos,
und ich könnte darüber außer mir werden.“

„Weshalb nutzlos? Nichts ist nutzlos, was
gut gemeint ist.“

„Das meiste davon. — Was wollen Sie nun
eigentlich?“

Er sah sie groß an.

„Ich meine, setzte sie hinzu, ich meine, was
wollen Sie mit Marie'n?“

„Ich will sie retten.“

„Schön, sagte sie, jetzt werden wir uns erst
verstehen. Sie wollen von mir wissen, ob das
Mädchen überhaupt zu retten ist. Ich kenne sie so
ziemlich und ich glaube es. Daß aber Sie das

Mädchen retten werden, sehen Sie, das glaube ich nicht.“

Ihm schoß das Blut in's Gesicht, und die Ader auf seiner Stirn schwoh ihm an.

„Ich bin überzeugt, fuhr sie fort, daß Sie es in diesem Augenblick aufrichtig meinen. Aber, sagen Sie mir doch einmal, was Sie thun wollen, um das Mädchen zu retten? Wollen Sie es vielleicht in ein Magdalenenstift stecken?“

„Zuerst, sagte Bernhard ruhig, lasse ich sie an die Sittenpolizei einen Brief schreiben, worin sie erklärt, daß sie ihren jetzigen Lebenswandel aufgeben und einen besseren aufangen will. Dann wird sie sich Arbeit suchen und sich auf anständige Weise ernähren.“ Sie sah ihn an mit einem Gesicht, als koste es sie Mühe, ihn nicht auszulachen.

„Schön, sagte sie, also — so war's doch — zuerst schreibt sie (sie wies nach der Thür) den Brief an die Polizei, dann sucht sie (sie wies wieder nach der Thür) sich Arbeit und dann wird sie sich auf anständige Weise ernähren. Und wenn sie das alles gethan haben wird, — dann haben Sie sie gerettet.“

Jetzt lachte sie, aber nur einen Moment, dann ward sie wieder ernst, uem düster.

„Sehen Sie, weil ich eben davon überzeugt war, daß Sie überhaupt nicht ahnten, was dazu gehört, so ein Mädchen zu retten, deshalb eben glaubte ich Ihnen nicht, als Sie sagten, daß Sie es thun wollten.“

„Nun so erklären Sie mir das, entgegnete Bernhard. Was gehört dazu?“ Er legte seinen weichen Filzhut neben sich auf den Sessel.

„Vieles, sagte sie, — und für einen Mann wie Sie, sehr Beschwerliches und Peinliches. Ich werde es Ihnen aufzählen. Bevor der Brief an die Sittenpolizei geschrieben wird, muß derjenige, welcher das Mädchen retten will, ihm Arbeit verschaffen, denn es muß in dem Briefe gejagt werden, wo und womit sich das Mädchen beschäftigen will. Also, da Sie selbst doch für Marien keine Arbeit haben werden, so müssen Sie ihr solche verschaffen, denn eine Prostituierte wird nicht von jedermann angenommen. Sie würden also genötigt sein, bei einem Freunde etwa, der eine Arbeiterin gebrauchen kann, sich für das Mädchen zu verwenden. Würden Sie das thun?“

„Ja,“ sagte Bernhard.

„Schön. Dann muß der Brief geschrieben

werden: den muß sie selbst zwar schreiben, aber überbringen muß ihn der, der sie retten will. Sie wundern sich darüber? Ja, das muß er, wenn ihm die Sache ernst ist, und zwar deshalb, damit die Herren dort oben gleich sehen, es ist jemand da, der die Sache in der Hand hat und das Mädchen stützt. Denn Briefe derart kriegen sie alle Tage, anrichtige und verlogene, aber sich selbst retten, wenn sie auch wirklich ernsthaft wollen, das können doch die wenigsten. — Also — würden Sie wohl den Brief überbringen und für das Mädchen bei der Polizei ein gutes Wort einlegen?“

„Ja,“ jagte Bernhard.

Einen Augenblick sah sie ihn wieder mit ihren großen prüfenden Augen an, dann fuhr sie fort: „Jetzt, werden Sie meinen, ist die Sache zu Ende, dazu fehlt aber noch vieles, denn jetzt gilt es, das Mädchen vor den Nachforschungen der Polizei zu schützen, die sich überzeugen will, daß die Gerettete wirklich ein ordentliches Leben führt. Sie erkundigt sich zu dem Zweck bei dem neuen Arbeitgeber, und das müssen Sie entweder verhindern oder, wenn das unmöglich ist, müssen Sie den Arbeitgeber bewegen, daß er um dieser Belästigung willen das elende

Weib nicht sofort wieder davon jagt. — Weiter — wenn Sie schon etwas so Großes unternehmen wollen, so sind Sie verpflichtet, den Werkführer oder Aufseher der betreffenden Fabrik oder Arbeitsstube zu veranlassen, daß er das Mädchen vor der üblen Nachrede und dem Spott der andren Arbeiterinnen schützt; — denn uns kennt man überall, und die Vergangenheit haftet uns an wie ein untrennbarer Schatten. Und wenn nun das alles gelungen ist, so wäre es Ihre Pflicht, sich um das Weib zu kümmern wie um einen Ihrer Kranken. Sie müssen sie aufsuchen, ihr Mut einsprechen, sie ermuntern und dürfen Ihre Fürsorge ihr jetzt nicht entziehen. Denn was sie bis dahin an Freunden und Gefährten hatte, das hat sie durch ihre Rettung verloren, und neue Freundschaften finden sich für sie nicht bald. — Verlassensein und Einsamsein — aber das ist die Verzweiflung, das ist der Tod für jedes Weib. Die Elendesten unter uns wären noch glücklich gegen sie, wenn sie nun sich selbst überlassen bleiben sollte, denn ihr härtester Kampf fängt jetzt erst an. Sie, die gewöhnt war, in ungebundener Freiheit dahinzuleben, sie soll jetzt die langen Abende zu Hause sitzen, sie darf, sobald es dunkel

geworden, nicht fortgehen, hat hundert Orte zu meiden, die jeder andere ruhig besuchen kann, kurz, sie, die vordem vogelfrei gewesen ist, sie muß die ganzen verdrehten Anstandsregeln, in die das anständige Weib eingezwängt wird, auf sich nehmen und mit dreifacher Ängstlichkeit beobachten. Denn es verschwört sich alles, ihr das neue Leben zu erschweren und es ist, als ob sie mit Gewalt in das alte Elend zurückgestoßen werden sollte. Dagegen braucht sie einen Beistand. — So — nun wissen Sie, was es bedeutet, wenn einer sagt: Ich will sie retten. Und nun werden Sie sich wohl etwas bedenken, solch' ein Wort wieder auszusprechen."

"Nein," sagte Bernhard.

"Wie? das würden Sie thun? Alles das würden Sie thun für so ein armes verachtetes Weib?"

"Ja, das will ich," sagte er.

Einen Augenblick ward es still in der Stube, und man vernahm nur den schweren Gang der marmornen Stuhlhuhre dort vor dem Kamin.

"Verachtet, sagen Sie, verachtetes Weib! Ich verachte sie nicht. Wer, überhaupt, darf sie verachten? Hat sie nicht der Gesellschaft das blutigste Opfer gebracht?"

Sie schwieg auf diese Frage. Sie stand da mit bebenden Lippen und starrte vor sich hin. In ihrem feinen, blassen Gesicht zuckte es, sie drückte mit der Hand ihren Hals zusammen, als kämpfte sie etwas nieder, sie ballte die Hände zu Fäusten und preßte die Zähne aufeinander, — aber dennoch rollte ihr eine Thräne über das Gesicht und fiel zur Erde nieder.

„Wissen Sie nicht, wie sie zu diesem Elende kam?“ fragte Bernhard.

„Ich weiß nur, antwortete sie, daß sie von einem Stief- oder Pflegevater so mißhandelt wurde, daß sie ihn fortließ. Das ist alles, was ich weiß und ist auch genug. Ein armes Mädchen ohne Familienhalt muß schon eine Heldin sein, wenn sie in dieser großen Stadt rein bleiben will. Und dann — die Hungerlöhne — das sind die grausamsten Kuppler. Mag sie aber von Anfang an so schlecht gewesen sein, wie sie will, auf jeden Fall hat die Gesellschaft Teil an ihrer Schuld, die Gesellschaft, die Liebe kauft und sich verkaufen läßt.“

Bernhard stand auf, er griff nach seinem Hut.

„Ich gehe noch heute zum Polizeirat Weber, der mir befreundet ist, er wird mir die Sache erleichtern.“

„Polizeirat Weber, jagte sie, der ist mein Onkel.“

„Das ist wohl nicht gut möglich, sagte Bernhard, der Polizeirat hatte nur einen einzigen Bruder und dieser Bruder war der verstorbene Rechnungsrat Weber.“

„Das war mein Vater.“

Bernhard trat einen Schritt zurück und starrte sie an. Sie wankte und mußte sich niedersetzen.

„Darf ich dem Rat von seiner Nichte erzählen? Darf ich auch für Sie etwas thun?“

„Nein, rief sie und sprang von ihrem Stuhl auf, nein, ich — ich — ich — will nicht — ich will nicht!“ rief sie und ihre dunklen Locken fielen ihr wieder über Stirn und Wangen herab, wie sie erregt den Kopf schüttelte. Sie strich sie zurück, legte die Hände auf die Brust und atmete tief auf.

„Nein, setzte sie ruhig hinzu, und ihre Züge nahmen für einen Augenblick wieder den alten spöttisch stolzen Ausdruck an: Nein, ich bin wie ich bin, und was ich nicht selbst aus mir mache, werde ich nicht. Es ist mir verhaßt, zu danken. Aber dies eine Mal nicht. Wenn Sie diesem Mädchen helfen würden, das wollte ich Ihnen danken und nie vergessen!“

Sie drückte Bernhard die Hand.

Er ging.

Auf der Treppe ward er angerufen.

„Du — Jakoby“

Er blickte auf.

„Kennst Du mich nicht mehr?“

„Ach — Stein — Hans Stein!“ rief Bernhard überrascht.

Ja, ja, Junge, — was willst Du denn — Du — was machst“

„Danke, danke — Du — entschuldige — habe Eile!“ stammelte Bernhard.


„— Ich auch, Du. Da oben — drei Treppen — wohnt ein Weib! — Ein Weib — Du“

Er schnalzte mit der Zunge.





XI.

udith ging, um zu öffnen. Es hatte geklingelt. Ein alter Mann stand draußen, unter dem Arm hatte er ein großes Paket. Er starrte Judith ordentlich erschrocken an.

„Warum ist denn die Dier heite zu? — Das — war doch . . . friha . . .“

„Wollen Sie zur . . .“

„Zur Handleihe . . . jewiß.“

„Die ist geschlossen.“

„Heite? — An . . .“

„Nein. Für immer.“

„— Wat? — Sie . . . er hat . . .“

„Mein Vater ist gestorben.“

Der Alte kratzte sich hinter'm Ohr.

„— Ach — was! — Na, — na, denn — wo aunerz. Mojen!“

Heute ruhte die Glocke nicht. Das Begräbniß Jsaak Jakoby's war gestern gewesen und die Pein der Condolenzvisiten hatte begonnen. Es ging heute schon zwei Stunden ununterbrochen so fort. Eben klingelte es wieder. Judith hatte sich auf das Sopha zu Bernhard gesetzt, der ermüdet den Kopf zurückgelehnt hatte.

„Laß die Mädchen öffnen,“ sagte sie. Draußen hörte man einen leisen Aufschrei, dann kurzes Geflüster. Mit festen Schritten kam's jetzt heran. Es klopfte.

Der Vetter Sidor. Den tabellos gebügelten Cylinder in der schwarz behandschuhten Linken, den schwach behaarten Kopf etwas nach vorn geneigt, kam er heran. Ein großer Diamant blitzte auf seiner schwarzen Kravatte. In den verlebten Zügen suchte es unruhig, wie wenn es ihnen schwer würde, sich in die Falten des Mitleids und der Trauer zu legen. Stumm, die Mundwinkel gewaltsam herabziehend, drückte Sidor den beiden die Hand. Er setzte sich, zupfte seine weiten Hosen über den dürren Knien etwas herauf, so daß seine platten Füße sichtbar wurden. Sie steckten in glänzenden Lackstiefeln von unendlicher Größe.

„Um — ja der gute Dufel — nu — auch. Auch hin. Ja, die Zeit, wie die Zeit vergeht! Wir kommen auch dran. Wie alt is er eigentlich geworden?“

„Zweiundsiebzig,“ sagte Bernhard.

„Na — so weit bringen wir's nich.“

Judith sah ihn fragend an.

Zsidors Blick blieb an ihren Schultern haften.

„Na — ja. Ihr vielleicht. Ihr fñhrt 'n ruhiges Leben. Aber unserens!“

Er unterdrückte ein Wähnen und setzte den Klemmer auf.

„Hach — die Börje! Ihr ahnt ja garnich — den Zustand! Jeden Tag drei Stunden. Zum verrückt werden. Setzt sich nich in de Kleider. Gift! Keines Gift! Nerven — hab ich nich mehr — 'ch geh' uach Nizza — uechste Woche. Müßtet Ihr auch. Begreife Euch garnich. Schließt de Bude zu und fahrt los. Erholt Euch. Ihr habt's doch dazu — unberufen . . .“

Bernhard sprang auf, mit unverhohlener Ungeduld.

„Oberhaupt, suhr Zsidor ruhig fort, überhaupt

komische — Menschen. Warum heirat'st Du nicht, Judith?"

Sie sah ihn groß an.

„Na ja, worauf wartest Du? Unsinn! Unn Du auch, Bernhard.“

Dieser wollte mit einer Grobheit herausfahren.

„Man darf Dir nichts übelnehmen,“ sagte Judith und sah nachdenklich zu dem Bilde ihres Vaters empor, das drüben über dem Schreibtisch hing.

„Ihr — Ihr seid — best trampelt seid Ihr! Was habt Ihr denn vom Leben? Du mußt Dich als Armenarzt rumdrücken; Idee! Unn Du hältst Kindergarten unn Nech- und Strickstunden für schmierige Arbeiterlieder ab. Na — was habt Ihr denn vom Leben — schließlich, mücht ich wissen. Onkel hat sich bei Lebzeiten genug darüber gegreemt.“

„Nicht ganz so sehr, wie Dein Vater sich über Dein unsolidcs Leben gegrämt hat,“ sagte Judith.

„Danke. Das saß. Na — scheene Condolenzvisite . . .“

„Wir danken Dir, sagte Bernhard, für Deine Teilnahme, können uns aber nicht versagen, Dir Folgendes zu erklären: Wir sind zu — zu ver-

schied von Dir in Anlage und Lebensanschauung, als daß wir Dich verstehen könnten. Du bist hier wie ein Fremder.“

„So — na — sehr deutlich. — Ibrigens —
Bernhard — à propos — entschuldige, Judith.“

Er winkte Bernhard in die Fensternische und begann hastig auf ihn einzureden. Ab und zu riß ihn der Eifer hin, ein halbblautes Wort herauszustoßen.

— „Skandal — sowas — in allen Klaffees — ganz — ganz gemeines Frauenzimmer — was sagste nu?“

Bernhard trat vom Fenster zurück. Mit lauter Stimme sagte er: „Wir kennen die Vergangenheit des Mädchens.“

„Was?“ Isidor lachte laut auf.

„Seid Ihr — seid Ihr v . . . So ein Weib in's Haus zu nehmen?“

„Dies ist unser Haus! Hier haben wir zu bestimmen!“

Isidor schüttelte sich vor Lachen, nahm seinen Hut und ging.

„Und alles nennt sich Mensch,“ murmelte Bernhard. Judith ging kopfschüttelnd hinaus. Bernhard griff nach einem Buche, das auf dem Tische

lag und blätterte darin. Eine Stelle seiffelte ihn, er begann zu lesen. Nach einer knappen Viertelstunde trat das Mädchen ein.

„Herr Theodor Hart,“ meldete es.

Theodor trat ein. Er stellte sich vor.

„Ich hätte Ihnen, Herr Doktor, den Bescheid auf Ihren freundlichen Brief schon vor ein paar Tagen gebracht, zögerte aber in Rücksicht auf das Unglück, das Sie inzwischen betroffen. Gestatten Sie mir den Ausdruck meiner herzlichsten Teilnahme.“

„Ich danke Ihnen. — Und welchen Bescheid bringen Sie mir?“

„Keinen guten. Mein Vater weigert sich, das Mädchen in seiner Fabrik zu beschäftigen. Er jagt, er hätte keine Besserungsanstalt für Dirnen.“

„Hm. Schade. Ich hätte sie so gerne, wenn auch für kurze Zeit nur, dort untergebracht; des guten Eindrucks wegen, den . . .“

„Und sonst? Was meinen Sie sonst . . .“

„Wozu?“

„Zu dieser Handlungsweise meines Vaters?“
Hinter seinen Brillengläsern blickten seine Augen auf.

„Und finden Sie es recht, rief er, finden Sie

es recht und in der Ordnung, daß ein Christ sich so seinem Nächsten versagt, daß er so wenig Drang fühlt, einen verlorenen Menschen zu retten?"

„Ich bedauere, daß Ihr Herr Vater diese Entscheidung getroffen hat. Ein Urtheil über seine Handlungsweise steht mir nicht zu.“

Theodor sah zu Boden. Er ward purpurrot.

„Auch — auch mir — nicht, stotterte er. Aber — ich — ich habe in diesen letzten Tagen so vieles gesehen — so vieles — was mich erbittert — o — ich — ich — bin mit Ekel erfüllt!“

Bernhard sah auf. Mit großen Augen starrte er auf Theodor.

„Entschuldigen Sie. Ich — es — es treibt mich zur Verzweiflung, mit diesem Zeugnis der Engherzigkeit meines Vaters gerade vor Sie hinzutreten.“

„Gerade vor mich?“

„Ja — denn von Ihnen — habe ich — so — ganz Anderes gehört.“

„Ihr Herr Vater wird Gründe haben . . .“

„Es gibt keine. Es gibt keine, Herr Doktor! Ich — ich sehe es ja. Ich habe nur zu vieles schon gesehen: ich bin mir jetzt klar geworden: sie

— sie sind keine Christen! — Alle — alle sind sie keine Christen!”

Wie in einem Ausbruch der Verzweiflung schrie er es. Er sprang auf, in seinem bartlosen Gesicht zuckte es nervös, er rang die Hände.

„Was verstehen Sie darunter, daß jemand ein Christ sei?”

„Ein Christ — ein — ein Christ — muß imstande sein — er muß sich gedrängt fühlen, Gutes zu thun, zu helfen, zu retten, für Andre zu leben. — Ein Christ — ein — Christ muß — muß leben, — wie Sie, Herr Doktor, muß er leben!”

Bernhard lächelte.

„Sie sehen, Herr Hart, das Wort paßt nicht.”

„Ja — aber sie, sie nennen sich doch Christen! Sie tragen Seinen Namen! Seinen! Und sie erröten nicht!”

„Ich weiß nicht, Herr Kandidat, ob Sie berechtigt sind, aus diesem einen Falle, dessen letzte Gründe Sie vielleicht nicht übersehen können, derartige Urteile über Personen herzuleiten, die Ihnen doch heilig sein sollten.”

Theodor wurde blaß.

„Heilig — ja — heilig

Ich habe noch mehr gesehen! Mehr, als das Eine! Ich habe gesehen, wie sie dem Armen sein — sein letztes, sein einziges Schatz wegnahmen — sie, die sie große Heerden besitzen! — Geschäft — Geschäft nennen sie's, und es erbarmt sie nichts!“

Er hielt ein und begann auf dem Teppich auf und ab zu gehen, mit großen, unruhigen Schritten. Jetzt blieb er stehen.

„Mein Bruder Ernst hat sich losgesagt. Jetzt begreif' ich das. Auch — ich — auch ich — Denken Sie: ich kann für meine Eltern jetzt nichts mehr empfinden!“

Er sank auf einen Sessel und begrub sein Gesicht in den Händen.

„Und — nun — nun ist — noch etwas Ich bin zu meinem — meinem Lehrer gekommen, — er — er ist ein hochgestellter Geistlicher hier. Er schien mir immer der Beste und Reinste. Ihm habe ich's gesagt, was sie vorhaben, mein Vater und sein Socius, — was sie im Schilde führen gegen Wehrlose! Wie sie den Schwachen niederstoßen und über ihn — hinweg“

Er hielt ein. Mit stieren Augen sah er vor sich hin. Jetzt brach er los.

„Die Achseln hat er gezuht, und jenes — jenes gräßliche Wort war alles, was er sagte: Geht es so zu in der Welt! Im Angesicht der Kirche und des Rechts!

Unter dem Schutze des Kreuzes morden und würgen sie sich — und nennen sich Christen! Und er, der Priester schweigt dazu — und zucht die Achseln

„Ich habe vor ihm ausgepöbele!“ —

Jetzt sank er zusammen. Der Kopf fiel ihm auf die Brust herab, ein Schluchzen packte ihn; seine Kraft war verbraucht.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Bernhard.

Er legte seine Hand auf Theodors Schulter.

„Es — ist — der — Ausbruch, — schluchzte dieser, der Ausbruch dessen, was in mir wütht. Ich habe sonst niemanden, bin einsam und allein, und Sie sind gut, ich weiß es.“

„Ihre Erregung ist groß. Das Hart'sche Blut spricht aus Ihnen.“

„Soll ich ruhig bleiben, da alles hinjinkt, was

mir heilig war: Eltern, Lehrer und Beruf; ich habe dies alles auf einmal verloren.“

„Ich kenne diese Kämpfe, Herr Hart. Ich habe sie durchgekostet. Nur ein wenig Ruhe, nur ein wenig Nachsicht und Geduld. Freilich, drei Dinge, die nicht gerade Merkmale der Jugend zu sein pflegen.

Sehen Sie, dort hängt das Bild meines Vaters. Ich habe ihn bis an sein Ende geliebt und dann mit Schmerzen verloren. — Dabei könnt' ich von ihm sagen, wenn ich — in Ihrer Sprache reden wollte: Er war mir fremd. Wir verstanden uns nicht. Wo er anbetete, suchte ich die Achseln. Was ich liebte, begriff er nicht. Ja, wir waren uns fremd. Er in dem umgrenzten Kreise seiner Erziehung kannte nur dieses: seine Kinder, seinen Gott und sein Geschäft. Wie er seine Kinder geliebt hat — Herr Hart — das ist in Worten nicht auszusprechen. — Die ganze Wucht der Hingebungslosigkeit, mit der der Mann ein Weib, eine Idee, mit der er die Menschheit lieben kann, sie fettete ihn an seine Kinder. Sein Gott, dem er eifrig diente, sein Geschäft, das er mit eiserner Kraft betrieb, sie waren nur die Vasallen, möcht' ich sagen,

seiner großen Liebeleidenschaft, des Fanatismus, mit dem er an uns hing, an mir und meiner Schwester.

Rief er zu seinem Gott, es war um uns, arbeitete er und schaffte, sorgte und geizte, es war für uns. In kalter Ruhe nahm er dem Bettler seinen letzten Heller — „für meine Kinder“ — sagte er seinem Gewissen. Er war der Sohn einer Zeit, da alle als Feinde bei einander wohnten; des einen Wohl war des andern Wehe, und so, von allen Seiten durch hohe Mauern undämmt, ergoß sich der Born der Liebe, der in uns allen tief vergraben ruht, mit Macht und Wucht über die paar Wesen, die die Familie ausmachten. Hier ward eine reine Verschwendung getrieben mit dem Schatze der Hingebung, während die da draußen wie ein feindliches Heer gehaßt und bekriegt wurden. Nun brach eine neue Zeit an. Brüder, Brüder! ging der Ruf durch die Welt; die Thore sprangen auf, die Mauern fielen, und wie zu einem lauten Frühlingsest aus den schwarzen, dunklen Gassen der Stadt strömten die Menschen auf den grünen Plan hinaus, ergriffen sich bei den Händen und jubelten zum blauen Himmel auf.

Die Liebe fand ihre Grenzen nicht mehr an

den Wänden des Familienhauses. Wie der Strom im März zerriß sie die Dämme und brach in's Weite aus.

Die Alten blieben daheim. Sie schüttelten die Köpfe. Sie verstanden nicht den Zug der Zeit. Behmütig sahen sie die Meister leer. Die sie so treu geliebt hatten, die Kinder waren ausgeflogen. Zu den Fremden draußen waren sie geflüchtet."

Bernhard hielt ein, er sah zu dem Bilde seines Vaters hinauf.

„Auch er hat es schmerzlich empfunden. Der Widerstreit der Alten und der Neuen ist auch in dieses Haus gedrungen. Wir wandelten Wege, die er nicht kannte. Aber über allem Zwiepsalt der Anschauung haben wir nie vergessen können, daß dieses Beste in uns, die große Liebe zu den Menschen, daß sie nur ein entwickelterer Sproß ist jenes heiligen, altehrwürdigen Gefühls, das über den Tagen unserer Schwäche gewacht und uns zu Menschen auferzogen.

So, sehen Sie, riß auch uns die Zeit aus den Armen dessen, der uns am nächsten stand, aber wir fanden den Weg, zu ihm zurück, immer wieder. Das gelingt nicht Allen. Die Zeit ist voller Un-

raft und fiebernder Erwartung. Der neue Wein ist stark, sie trinken ihn in gierigen Zügen und schwanken wild. Das gährt in den Herzen, zuckt in den Nerven, und viele taumeln wirr daher. — Das große Mitleid geht um, der freßende Schmerz des Gemeinjam = Empfindens packt die Menschen an, und von dieser einzigen Idee hingerissen, werfen sie alles von sich, alles Ererbte und Erlernte. Dabei ist die Idee so alt wie die Welt, aber bis heute hat sie im Schlaf gelegen. Wir haben es nachgestammelt, das „liebe Deinen Nächsten“, aber wir haben Armut und Unwissenheit, Ausbeutergier und Selbstsucht ihre schrecklichen Opfer fordern sehen und haben geschwiegen.

Jetzt ist es aufgeflammt wie ein Blitz in der Nacht und hat die furchtbare Wahlstatt des wirtschaftlichen Kampfes grell bestrahlt; unsere Ohren haben lauschen gelernt auf das Stöhnen bedrängter Klassen, unser Rechtsgefühl ist wach geworden und ein Schauer hat uns angefaßt. Wie hat die Welt es ertragen können, so zu leben durch die Jahrtausende? Wie erträgt sie es heute im Bewußtsein des Unrechts und der Schmach? —

Das große Mitleid geht um, wie ein neuer

Heiland sucht es nach Jüngern. Es packt, es entflammt, es reißt heraus aus Stand und Familie, Eltern, Vaterland, Gott, wie Schemen sinken sie in Staub, — der neue Gott — das große Mitleid — hebt sein Haupt und alle Heiligtümer sinken hin.

Und nun drängt und treibt es; der neue Gott — das große Mitleid — sucht eine neue Welt zu schaffen. Nach neuen Formen sucht er. Bisher vergeblich. Die Besten und Einsichtsvollsten macht er zu Träumern. Sie flüchten mit ihren Gedanken in das Fabelreich des Ideals: der sozialistische Staat ist das zauberische Trugbild, zu dem sie euphorisieren wie der verschmachtende Wstenvwanderer zur Fata morgana“

„ . . . Ein Trugbild — sagen Sie? — — Sie glauben — nicht“

„Ich glaube nicht an ihn. Ich kann nicht an ihn glauben.“

— „Und wie — wie meinen Sie — wird der neue Gott die Welt gestalten?“

„Ich — ich weiß es nicht. — Ich weiß es nicht. Aber, daß er da ist, sehe ich. Ich fühle seinen Atem. Er ist da! Wie die Feuerule

meinen wandernden Vätern, da sie auf Wüstenwegen in dunkler Nacht das Land ihrer Sehnsucht suchten, geht er der Welt voran.“

Hart starrte vor sich hin, lange Zeit. Er hatte sich in seine Gedanken verloren. Dann — mit einem Ruck raffte er sich auf.

„Ja — murmelte er, der neue Wein ist stark, wir schwanken“

Er drückte Bernhard die Hand.

„Ich — ich muß das mit suchen helfen . . .“

„Was meinen Sie, Herr Hart?“

Er antwortete nicht und nahm seinen Hut. Auch Bernhards Aufforderung, wiederzukommen, schien er zu überhören. Wie eingesponnen in seine Gedanken ging er.

Bernhard trat an's Fenster. Er sah ihm nach, wie er mit gesenktem Kopf, starr zu Boden gehefteten Augen ging.

„Ach!“ Bernhard stieß es heraus wie von einem Schreck erfaßt und prallte vom Fenster zurück. Er stürzte aus dem Zimmer. „Judith! Judith!“ rief er.

Sie eilte herbei.

„Er — er — kommt! — W — was — werden — wir — nun“

Judith starrte ihn an. Sie war ganz blaß geworden.

Da schlug die Glocke an.

Einen Moment zauderte sie, dann ging sie und öffnete.

Er war es. Haiden. Er starrte sie an. Wie blaß sie war. Wie schmerzhaft es zuckte in ihren Zügen. Sie, die er in ihrer gemessenen Sicherheit, in dem ruhigen Lächeln der Zuversicht und der besonnenen Freude zuletzt gesehen, da stand sie vor ihm blaß und abgehärtet, in schwarzer Trauer. Auch er war gebeugt worden in dieser Zeit. Wo war die stolze Freude über das große Wagnis geblieben, in der er zum ersten Male vor dieser gestanden? Wo waren sie nun hin, die Hoffnungen und Entwürfe?

Gequält sah er sie an und stammelte: „Sie — Sie trauern?“

„— M — m — mein Vater . . .“

Die Thränen brachen aus ihren Augen.

Er faßte ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Sie traten ein. Stumm drückte Friedrich Bernhards Hand.

„Sind Sie krank gewesen?“ fragte dieser.

Friedrich schüttelte den Kopf. Mit halb gesenktem Haupte stand er da. Wie in Erschließung sanken seine Schultern herab. Ein Zug des Leidens lag in seinem Gesicht. Sein Anzug zeigte Spuren von Vernachlässigung. Der abgegebene, schwarze Rock war staubig und unsauber. Das sonst militärisch geordnete kurze Haar hing ihm in Strähnen in die Stirn. Er ließ sich nieder, er sank beinahe hin auf seinen Stuhl.

„Haben Sie in Neuen Näheres erfahren können?“ fragte Bernhard.

Friedrich biß sich auf die Lippen. Wie ein Schatten ging es über sein Gesicht. Er blickte zu Boden, mit einem Seufzer stieß er es heraus:

„Nein.“

„Und was werden Sie nun . . .“

„— Nichts. Mir ist jetzt alles gl—eich — alles.“

Wie im Selbstgespräch murmelte er es vor sich hin.

„Sie sind krank,“ sagte Bernhard.

„Ich weiß nicht. — Ich glaube . . .“

„Wann sind Sie zurückgekehrt?“

„Gestern.“

„Haben Sie inzwischen hier schon jemanden gesprochen? Ich meine jemanden Ihrer Bekanntschaft?“

Er blickte auf. Seine Mundwinkel zogen sich herab.

„— Ich — w — war — gestern — gestern Abend — in der — der Arbeiterschule — Herzing hat — mir — hat — mir die Thür gewiesen.“

„Was?“

Sie hatten es geschrieben, Bernhard und Judith.

„Sie — Sie haben — Ihre Pflicht — verletzt — Sie — wollen hier — nicht mitarbeiten.“

Wir ver — verzichten. Einstimmig — alle — beschloßen — sie's.

W — was soll ich nun — noch? — Ich — ich möchte — ein Ende — ein Ende — machen. Habe — ja — hier — doch — nun — nichts, nichts mehr — zu thun — nichts — mehr . . .“

„Garnichts, Herr Graf?“ fragte Bernhard. Mit einem scharfen Blick sah er ihn an.

Friedrich schüttelte den Kopf.

„Nichts — mehr?“

Bernhards und Judiths Augen begegneten sich,

Bernhard sah nach der Thür. „Ja,“ sagte er. Judith stand auf und ging hinaus.

Sie kehrte zurück, ein blondes Mädchen in schlichter Hauskleidung zog sie an der Hand in's Zimmer. Wie mit Blut übergossen war das Gesicht des Weibes. In quälender Scham legte es die eine, freie Hand vor die Augen.

Friedrich sah auf. Er hatte einen erschreckten Blick auf Bernhard geworfen, war aufgesprungen und starrte nun auf das widerstrebende Weib, das Judith näher zu bringen suchte.

Er schrie auf, stürzte zu ihr hin, riß ihr die Hand von den Augen und stierte, von Entsetzen erstarrt, in die lebendig gewordenen Züge des Bildes seiner Mutter. Der Schmelz der Jugend war aus ihnen geschwunden, und die Gemeinheit der StraÙe lag auf ihnen.

Friedrich trat zurück. Wie abwehrend erhob er die Hände mit gespreizten Fingern, und eine namenlose Verzweiflung im Gesicht wandte er sich ab.

Mit einem lauten Schrei stürzte das Mädchen aus dem Zimmer.





XII.

Elf Uhr. Zum zehnten Male an diesem Morgen schlich Frau Lemcke an Friedrichs Thür. Sie hielt einen Brief in der Hand und lauschte. Immer noch nichts.

Der reine Siebenschläfer. — Er hatte zwar nichts gesagt vom Becken, — aber else — und — der Brief. — Wenn nun was Wicht'ges drin stand? Entschlossen klopfte sie. Nichts. Keine Antwort. Kein Laut. Was war das?

„Herr Ira — a — af!“

Tiefes Schweigen. Noch einen Moment lauschte sie. Das Herz klopfte ihr. Sie stieß die Thür auf. Mit großen Augen lag er im Bett.

„Na — na jowat! Warum melden Se sich denn nich? — Wat? Denke Wunda . . .“

Er sah sehr blaß aus.

„Sinn Se krank?“

Er schüttelte den Kopf.

„Woll'n Se liegen bleiben?“

Erneutes Kopfschütteln.

„Wat — wat hab'n Se denn man blos?“

Keine Antwort.

„Hier is'n Brief.“

Sie legte ihn auf die Decke. Er rührte keine Hand danach.

„Soll'ck 'n Kaffee bringen?“

„Nein.“

Frau Lemke brummte etwas vor sich hin, wackelte hinaus und schloß die Thür mit Betonung.

Friedrich seufzte tief auf. Er dehnte und streckte sich, starrte einen Augenblick in das halbdunkle Zimmer und schloß die Augen.

Vor das Lutzenfenster war ein schmutzig gelber Vorhang gezogen.

Nun atmete Friedrich tief und langsam, als wollte er sich gewaltjam in Schlaf bringen. Nach fünf Minuten drückte sich sein Kopf tiefer in die Kissen, und langsamer ging der Atem. Friedrich hatte es erreicht, er schlummerte wieder. Auf der Decke, groß gespreizt, lag seine wachsbliche Hand,

die Finger gegen den geschlossenen Brief gerichtet, wie voll Grauen abwehrend. So lag der Schlafende lange Stunden. Dann erhob sich ein Zucken in seinen Zügen, wie im Schmerz verzog sich sein Mund. Gewaltjam — stockend ward der Atem durch die Nase gestoßen, wie aus beklommener Brust. Die Finger, die noch immer auf der Decke lagen, krampften sich zusammen. Jetzt zog er die Hand an sich; fest geschlossen, zur Faust geballt lag sie auf seinem Herzen. Sie mußte dort einen Druck bewirken, denn ächzend und stöhnend wand sich der Schlafende, und seine Züge nahmen den Ausdruck lähmender Angst an. Ein Zucken und Ziehen ging durch die Gelenke der Hand, als quäle sich der entschummerte Wille, gegen die Bleischwere des Schlafes ankämpfend, diese Centnerlast vom Herzen fortzuschaffen. Wie ein Krampf ging dieses machtlose Streben durch den Körper und in nervösem Zucken der Gesichtsmuskeln trat es zu Tage. Immer zweifelster wurde der Kampf. Jetzt war das stoßweise Atmen zu einem abgehackten Nöcheln geworden, der ganze Körper wand sich wie in Todesqualen. Es war ein Emporschnellen und Niederjinken, ein Krümmen und Gradestrecken wie unter Folterpein.

Nun zogen sich seine Muskeln zusammen, wie zum Sprunge duckte sich der ganze Körper; während auf der Stirn sich Schweißtropfen bildeten, sammelte sich gleichsam alle verfügbare Kraft, diese grenzenlose Schwere abzuwerfen, dieser furchtbaren Bedrückung Herr zu werden. Mit einem gewaltigen Ruck warf sich der Körper herum, die Faust flog von der Brust, sank zur Seite. Ein wilder Schrei, — nun riß er die Augen auf und saß gebeugt in seinem Bett. Wild sah er im Zimmer umher, Angst und Schrecken in den Zügen. Er griff an seine Stirn und seufzte auf. Sein Blick streifte die rote Marke des Briefes, der da neben ihm lag und heftete sich auf sie. Starr jog sein Auge diese lebende satte Farbe ein und suchte kam sein Denken zur Sammlung. Nun hob er langsam die Hand, faßte den Brief und öffnete ihn. Er neigte sich dem spärlichen Lichte zu, das der trübe Wintertag durch den Vorhang am Fenster einsandte. Nur zwei, drei Zeilen las Friedrich, dann kehrte dieses Zucken in sein Gesicht zurück, diese gequälte, schmerzhafteste Angst, dieses bittere Leiden. Er ließ den Brief zur Erde fallen, sank in die Kissen zurück und schloß die Augen. Aber

wie von einem Schrecken gepackt, von der Furcht, sich diesen schwarzen Gewalten wieder willenlos zu Qual und Marter auszuliefern, schnellte er empor und sprang aus dem Bett. Mit Hast zog er sich an, wusch und kämte sich. Dann zog er den Vorhang von den Scheiben und starrte in den wirbelnden Schnee, der aus einem schwärzlich grauen Himmel niederstob. Dick lag er auf Dächern und Schornsteinen. War er es, der die Luft erfüllend, den Tag verfinsterte? Friedrich sah auf die Uhr. Es war vier. Der Abend also begann schon hereinzudämmern. Einen Tag verschlafen — einen ganzen Tag. — Zum ersten Mal in seinem Leben. Zwischen gestern und heute, die endlose schwarze Zeit hatte er sich verneint, sie war für ihn nicht gewesen. Wohl hundertmal war er seit gestern aufgeschreckt aus diesem dumpfen Halbsein, aber mit Gewalt hatte er sich immer wieder zurückgedrängt in's Vergessen, bis es ihn gepackt und mit Qual und Krampf aufgeschaucht und in diesen winterlichen, absterbenden Tag, in diese graue, frostige Finsternis zurückgeschleudert hatte. Gab es keine Ruhe? Mußte man erwachen, immer wieder zu diesem grauen Sein?

Dabei fiel der Schnee dichter und dichter. Es war, als wollte er ein lautloses Begraben alles Lebens bewirken. So fiel er und fiel, jachte, in ruhiger Gewißheit.

Drüben, an einem Lufensenster, hinter verschneiten Scheiben, blinkte etwas. Etwas Weißes. Friedrich sah schärfer hin. Ein Mädchenarm war's, weiß und rund, der wie ein schwacher Gruß durch das Dämmern herüberleuchtete, sich auf und nieder bewegte.

Ein blondes Mädcl kämmtc sein Haar. Es zog's wie einen dicken, mattgoldenen Strick über die runde Schulter, sich den Zopf zu flechten.

Sie hatte den blassen Menschen da drüben bemerkt, trat in gemachter Scham einen knappen Schritt zurück, ließ ihm aber den Trost ihres weißen Halses und der halbnackten, zierlichen Brust. Das Mädcl flocht weiter, agierte ein wenig reichlich mit den zart-vollen Armen und ließ seine Augen spielen. Jetzt sprach sie ihn an, optisch — natürlich. Erster Aufblick, sehen und kurz: Du siehst mich doch nicht etwa? Das würde sich nicht schicken. Punkt. Sie legte den Kamm nieder.

Zweiter Aufblick: Ach — bist Du blaß. So

ein hübscher, junger Mensch und so blaß und traurig.
Hast Du

Es war etwas heruntergefallen, sie bückte sich.
Dritter Ausblick: Hast Du Sorgen? — Sieh' mal,
Du gefällst mir. — Und ich, — bin ich nicht ein
blankes, kleines Mädel? — Was? Und — und
verliebt — Du — das ist nicht zu sagen! Solche —
solche Blasse — wie Du, — die möcht' ich immer
gleich küssen.

Jetzt lächelte sie, verstoßen, so unter den langen
Bonnys geduckt hervor, fuhr aber dann erschrocken
zurück. — Wie hatte er sie angestarrt!

Unter den dichten, fallenden Flocken, in dem
weißen Tode da draußen die leuzlichen Liebesblicke, —
es hatte ihn wie ein Zauber gepackt. Das gab es
auch noch in der Welt. Ihn war, als hätt' er's
vergeffen. Was die Dichter preisen als Krone des
Seins, diesen süßesten Maierausch, was hatte er
von ihm gekostet? — War es nicht auf ihn einge-
stürzt seit seiner Entwicklung zum Manne, dieses
Heer schwarzer, drängender Gedanken und hatte
Besitz genommen von seiner Seele? So stand er
im Kampfe, litt, forschte, grübelte, zuerst über sich,
dann über die Welt, immer suchend, suchend, suchend. —

Und dann, — als es ihn ergriff, das große Mit-
leid, als ein Federstrich sein Leben aus den Fugen
getrieben, was war ihm seitdem geblieben an Ruhe
und Raft? Vorbeigetaumelt war er an den Freuden
der Welt und stand nun vor dem großen Dunkel und
hatte vom Süßesten nicht einmal gekostet. Das war es,
was seine Augen so geisterhaft starren machte, daß das
Mädel erschreckt zurückfuhr. Erregt ging Friedrich
auf und nieder. Ja, ja, nur immer denken, nur
immer grübeln. Nur immer nach Stimmungen
ausblicken und sich ihnen ergeben. So war es von
jeher gewesen. Aber das friische, fröhliche Sich-
wehren und -Regen, das Wagen und Kämpfen, das
ward ihm schwerer. Da saß er nun und spann
seine Grillen über dem Anblick eines nackten Mädchen-
halses, und die Not stand vor seiner Thür und
guckte durch's Schlüßelloch, und die Pflicht stand
vor ihm und drohte mit dem Finger. Hatte er
nicht jetzt zu sorgen, doppelt, dreifach, eine Verlorene
zu retten, ein heiliges Gebot seiner Mutter zu . . .
Er machte eine Bewegung der Ungeduld und nahm
seinen Überzieher. Ein bißchen dünn war der und
eigentlich mehr für den Sommer. Sah auch wohl
schon etwas schäbig aus. Schön, schön — er hatte

keinen besseren. Er klappte den Kragen hoch, setzte seinen Hut auf und öffnete sein Fenster.

„Also doch, sagte Frau Lemcke, die ihn rumoren hörte. Wie is des nu mit'n Kaffee?“

„Nein, sagte er, ich habe Eise.“

„Schleest bis uff'n Abend unn denn hat a Eise. Se kenn' doch nich so wechloosen — ohne — ohne“

„Ich muß und — Frau Lemcke, wegen der Miete hoffe ich ich ganz bestimmt . . .“

Er war wie mit Blut übergossen.

„Ha Seses — Ha Seses — wie ofte hab'n Se ma nu des schon jesagt! Wat hab' ick davon? Man imma reden, imma vaspreden! Frag' ick een' Menschen. Wenn'd nu den Wirt berappen soll wat?“

Er sah starr zu Boden.

„Sonn' — sonn' Mensch wie Sie, sonn' Mensch soll keene Freinde hab'n, die'n mal mit'n Froschen Feld unner de Arme jreisen. Verjsteh'd nich.“

„Frau Lemcke, ich werde — werde Sie bei Heller und Pfennig bezahlen.“

Sie sah ihn ungläubig an.

„Ja — dann — meine Not is't so weit —

Er strich über seine Stirn. Da — lassen Sie das Bild aus dem Rahmen nehmen und verkaufen Sie den Rahmen, er ist mehr wert, als ich Ihnen schulde.“

Hinter dem Ofen hatte er das Bild seiner Mutter hervorgezogen, lehnte es an die Wand und eilte hinaus. Brummend drehte und wendete die Alte den Rahmen. Dann glitt ihr Blick durch die Stube. Neben dem Bett auf der Erde lag ein entfalteter Brief. Sie ging hin und nahm ihn auf, holte ihre Brille und steckte die Lampe an. Sie sah nach der Unterschrift. „Bernhard Jakoby“ entzifferte sie, nun begann sie zu lesen, Silbe für Silbe. — „Das Mädchen — verschwunden — fortgelaufen — werde suchen — sie wiederfinden.“ —

„Also wieda um so'n Frau'nzimma,“ murmelte sie kopfschüttelnd und begann das Zimmer aufzuräumen.

Friedrich aber watete durch den hohen Schnee. Er wollte den Kampf aufnehmen. Die Pflicht und die Not, sie trieben ihn. Er lief dreiviertel Stunden quer durch die Stadt und kam, weiß beschneit, im Westen an. Bei seinem Verleger sprach er vor. Herr Krahn empfing seinen hochgeborenen Übersetzer etwas lau.

„Was wünschen Sie?“ Dabei ein Blick von Kopf bis zu Fuß. Der Sommer-Überzieher erregte sein Interesse.

„Ich wollte anfragen, ob ich Ihnen nicht wieder etwas übersetzen könnte?“

Herr Strahn fragte sich hinter'm Ohr.

„Bedaure, bin jetzt — wirklich nicht unternehmungslustig, wissen Sie . . .“

Friedrich biß sich auf die Lippen. Schon wollte er aufspringen, sich zu entfernen. Not und Pflicht, Not und Pflicht — tickte etwas vor seinem Ohr. Er blieb sitzen.

„— Könnte — vielleicht — aus — aus dem Französischen — etwas . . .“

Das Bureau drehte sich mit ihm im Kreise herum; er drängte sich auf.

„— Nein, müßte nicht augenblicklich.“

„Soll — ich — ich vielleicht ein ander Mal anfragen?“

„Herr Graf, aufrichtig gesprochen: Nein. Ich habe die von Ihnen gelieferten Übersetzungen nicht brauchen können. Nein. Es will eben alles gelernt sein, alles. — Übersetzen ist nicht so leicht, es ist eine Kunst. Thut mir leid — aber das Geld,

das ich Ihnen bezahlte, war — war eigentlich zum Fenster rausgeworfen.“

Friedrich sprang auf. „Herr — Herr Krahn...“

„Es ist so. Ich habe das Honorar nicht zurückverlangt — aus Freundschaft für Jakob, aber nun — nun werden Sie begreifen“

„Herr Krahn, ich werde selbstverständlich nicht ruhen, — bis ich Ihnen — den letzten Pfennig — zurück“

Er griff an seine Stirn; jetzt log er, jetzt ward er zum Betrüger.

„Ich — ich bin allerdings nicht imstande — sogleich, — aber — ich — ich — nehme keine Geschenke an — und sobald ich kann — werde — ich“

Er stürzte hinaus. In einem Fieber war er. Sein Atem stob in dichten Dampfwölkchen auf. Den Hut tief auf die Augen herabgezogen, den Kragen aufgeklappt, in dem dünnen Überzieher erschauernd, rannte er in den Schnee hinaus und starrete in die schnurgeraden Laternenreihen, die einem Fackelspalier gleich, sich vor ihm flimmernd in's Weite zogen. Er rannte und rannte mit starren Augen, regungslosen Zügen, nichts nahm er wahr von dem

was um ihn her geschah. All' der stutende, drängende Verkehr, das hastige Treiben, er achtete es nicht. All' sein Leben schien in seine Füße entwichen, all' sein Wille schien in einem Einzigen sich zu sammeln: Fliehen, fliehen. Er rannte. Der Atem ging ihm endlich aus. In die starr vorwärts gerichteten Augen tobten die wehenden Flocken. Da vernahm er ein lautes Gemurmel neben sich. Keuchend blieb er stehen. Seine Aufmerksamkeit ward angezogen. Er hatte sie anziehen lassen, weil er nicht weiter konnte.

Vor einem kleinen Kaufmannsladen standen etwa zwanzig Menschen. Junge Burschen, Männer und Greise. Alle blickten erwartungsvoll zwischen den Zuckerhüten, Heringstommen und Kaffeeproben des Schauensfers in den erleuchteten Laden hinein. Meist hielten sie kleine, abgegriffene, blaue Heft in den Händen. Einzelne das Intelligenzblatt, andre wieder nur ein Stück Papier, darauf mit Bleistift eine Adresse geschrieben stand. Jetzt kam Bewegung in die Gruppe. Ein junger Kerl kam spöttisch lächelnd aus dem Laden. „Nischt,“ brummte er und ging.

Nun entstand ein Drängen und Stoßen. Die

sechs Nächsthstehenden zwängten sich durch die Thür. Der Kaufmann musterte sie, winkte dem Größten und wies die Andern hinaus. Sie gingen zögernd. Drinnen ein von vierzig Augen spähend belauschtes kurzes Gespräch. Dann trat der Große triumphierend heraus. Der Kaufmann aber schloß hinter ihm die Thür und hing einen Zettel in's Fenster:

„Die Stelle ist besetzt.“

Ein Fluchen, Stöhnen, Seufzen. Langsam gingen sie.

Nur ein kleines, grauhaariges Männchen blieb vor dem Fenster stehen und starrte kopfschüttelnd auf den Zettel und rieb sich die Augen. Friedrich sah scharfer hin, er schien wirklich zu weinen. — Das Stückchen Brod eines Hausknechts war ihnen das Glück. Dies neideten sie einander. So war es bestellt.

Ist es nicht Jammer und Schmach! Und sie alle ertrugen's und fanden es recht und beugten sich. Sie alle beugten sich; auch er. Er am tiefsten. Er hatte schon Geschenke genommen. — Ja, die Not, die Not stand hinter ihm. Sie war etwas Alltägliches, wie er sah. Selbst unter seinen Kameraden, unter den glänzenden Kavalieren tauchte sie

auf, hie und da. Griff einer zur Pistole, es war die Not, die ihn trieb. Aber sie vergaben sich nichts, die Herren. — Waren ungedeckte Ehrenschulden, aufrecht und stolz lud man die Waffe, schoß sich in den Kopf und zog dahin — als Edelmann, bedauert, leise bewundert.

Aber freilich bei Buchhändlern antichambrierte man nicht, und zweihundert Mark nahm man nicht für eine unbrauchbare Leistung als Geschenk.

Auch er, er durfte das nicht. Darüber gab es kein Hinwegkommen. Er durfte das nicht auf sich sitzen lassen. Er mußte diesem Krämer die beiden blauen Scheine vor die Füße werfen; er sollte doch spüren, daß er mit einem Edelmann zu thun gehabt. Friedrich lächelte vor sich hin. Wie tief's doch jaß, das alte Vorurteil! Wie hatte er den Demokraten eingezogen und nun doch dieses — dieses Aufbäumen. Ja, das ererbte, tausendjährige Ständesbewußtsein, jetzt erhob es sich, jetzt in seiner Erniedrigung trat es vor ihn hin, ein blaßes Gespenst, und wies auf seine Schande.

Schande? — Was war denn geschehen? Dies — dies Geld, das mußte er schaffen! Das — das — ja — das war eine Ehrenschuld! Nichts — nichts

gab es, was ihn mehr zu Boden drückte, als dieses: dieses Geld. Die Wirtin, sie wird von dem Rahmen sich bezahlt machen. — Und sonst — in der weiten Welt war kein Mensch, der auf ihn zeigen konnte und sagen: Betrüger.

Ja, das war eine Ehrenschuld! Er erachtete es dafür. Aus der Welt — aus der Welt mußte er sie schaffen!

Die Alte hat Recht, ein Mensch wie er sollte keine Freunde haben! Jeder Cavalier, ehe er den letzten Schritt that, fragte seine Freunde, ob sie ihm nicht helfen könnten. Und wozu hatte man Freunde, — und was war denn weiter dabei? Und Bernhard Jakoby hatte Geld und würde sicher . . .

Er stürzte fort. Dies war das Drängendste. Und so lief er und lief, wieder durch die halbe Stadt, eine Stunde fast. Je näher er Bernhards Wohnung kam, desto zögernder wurden seine Schritte. Jetzt stand er vor dem Hause. Er starrte hinüber. Er hielt sich die Hand vor die Augen und wich zurück. So weit war es mit ihm. Er sollte betteln gehen. Geld verlangen von einem Menschen, dessen Bekanntschaft er gesucht, an den er sich herangemacht.

So sah es aus, da er nun bei ihm Und Judith. Wie würde sie den Kopf erheben und die großen Augen auf ihn richten, wenn er es nun sammeln würde — seine Not, seine Bitte.

Grillen. Wie war er hundertmal angegangen worden um dies und jenes. Wenig und viel, was er gab oder verweigerte. Und keiner nahm Anstoß, jeder teilte sich mit und schämte sich nicht. Aber das waren Kameraden unter sich und die hier — seine Freunde. — War das etwa weniger?

Er richtete sich auf und ging auf das Haus zu.

Ja, — die zweihundert für Krahn — und dann? Dann würde er wiederkommen — und wieder

Er wankte. Er lehnte sich an einen Laternenpfahl. Ihm schwindelte. Bis auf die Haut durchnäßt war er, von seinem Hute troß das Schneewasser. Seine Stiefel waren durchnäßt, seine Füße abgestorben. Ein Druck in der Herzgegend quälte ihn. Er war am Umsinken.

„Haiden!“

Er lächelte müde. Wer sollte ihn wohl rufen? Da wieder: „Haiden! Mensch! Bist Du des Teufels!“

— „Ach — Linden.“ Der Baron Linden.

„Ja, was treibst Du denn? Laufe Dir seit zehn Minuten nach. Geberdeist Dich ja wie toll! Was stehst Du denn hier im Schnee?“

Wie nobel er heute ausjah, der Baron. Seit jenem Abend in der Kneipe hatten sie sich nicht wieder gesehen.

„Was stierst Du mich so an? Komm mit!“

Er packte Friedrich am Arm und zog ihn mit.

„Lassen Sie mich! Ich bin krank.“

„Was fehlt Dir denn, Junge? Bist ja pitschenach! Da sollst Du nicht krank werden! Bist ja nach wie ein Kästchen. T — o — was bist Du rumgelaufen! Und — sieh' mal — beinah' wärst Du gefallen. So — stütz' Dich nur — stütz' Dich auf Deinen alten Freund. So — so — wie schwach Du bist, Kind.“

Friedrichs Gesicht war weiß geworden, er war einer Thunacht nahe. Willenlos ließ er sich schleppen, die Augen fielen ihm zu. —

Als er, von Wärme belebt, sie wieder öffnete, saß er im Winkel einer behaglichen Kneipe an einem Tisch. Linden schlürfte ein Glas heißen Grog, dessen Duft würzig herüberzog. Jetzt bestellte

der Baron beim Kellner ein Beefsteak. Er strich behaglich durch seinen dunklen Bart, der heute wohlgepflegt war. Auch seine entzündeten Augen waren geheilt, und seine ganze Erscheinung atmete Behäbigkeit.

„Zunge, jagte er, weil Du mir leid thust und ich von Jugend auf für Dich was empfunden habe, will ich Dir aus der Patzche helfen. Dir geht's miserabel. Ich sehe. Bin auch mal so dumm gewesen, mich mit dem Pöbel einzulassen, habe auch davon geträumt, dies Viehzug aus dem Mist zu ziehen. — Glendes, undankbares Pack. Sie haben mir wie Dir mit einem Tritt gedankt. Höre. Du kannst mit einem Schlage in gesicherte Verhältnisse kommen. Ein Wort von Dir und ich mache Dich zu was. Du kriegst festes Gehalt, nimmst eine gewisse Stellung ein, weißt wo Du hingehörst, kurz: hast ausgejorgt. Willst Du?“

„Nun reiße Du die Augen auf. Glaubst mir wohl nicht? Ha — ha! Sieh' Dir doch meinen Rock an. Hab' ich so ausgejehn — das vorige Mal — als Du die Ehre hattest? Was? — Na — sieh' mal: Du bist durch Deine Berührung mit dem Arbeiterpack sozusagen eine wichtige Person

geworden. Du hast dies und jenes gesehen und gehört, was — was gewissen Leuten recht interessant wäre, — was gewisse Leute — wenn Du plaudern wolltest, gut bezahlen würden. Sehr gut.“

Er schlug auf seine Tasche, es klimperte darin. Mit lauernden Augen prüfte er Friedrichs Gesicht. Nichts regte sich darin, stumpf und teilnahmslos war sein Ausdruck.

„Na, — zum Donnerwetter, Sterk, verstehst Du mich noch nicht?“

Er rückte heran, neigte sich zu Friedrichs Ohr und flüsterte: „Junge, ich bin Beamter der politischen Polizei, willst Du das auch werden?“

„D — Sie, pui!“

Mit einem Ruck stieß Friedrich seinen Stuhl zurück, eine unsägliche Verachtung im Gesicht wollte er aufspringen; die Kniee wankten ihm.

Mit Grauen und Ekel sah er Linden an, der ruhig lächelte. Erschöpft sank Friedrich auf seinen Stuhl zurück.

Der Kellner kam, er trug das Beefsteak auf und brachte einen Schoppen Echtes. Linden band sich die Serviette vor.

„Dummer Kerl — zu dummer Kerl. — Willst Du verhungern? Was? Hast Du Lust dazu?“

„O — pfui — pfui — pfui!“ — Es war alles, was Friedrich herausbrachte. Er wurde wieder wie das Tischtuch weiß, sein Mund öffnete sich, der Unterkiefer sank ihm herab. Da der Duft des frisch gebratenen Fleisches zu ihm aufstieg, entjann er sich, daß er seit achtundvierzig Stunden nichts genossen hatte. Na, er sollte verhungern.

Ein Zittern befiel ihn, die Glieder flogen ihm im Schüttelfrost, seine Zähne klapperten. Während sein Körper in den durchnässten Kleidern zu Eis erstarrte, brannte lebendiges Feuer in seinem Kopf. Und der Schmerz, der drückende Schmerz, hier unter dem Herzen, — es war der Hunger, jetzt erkannte er's.

Friedrich wühlte in seinen Taschen, — nichts. Nicht ein Pfennig. Das Haupt sank ihm auf die Brust.

Vinden begann jetzt zu essen.

— „Also — also nicht. Na schön. Überleg' Dir's, Friß. Sieh' mal — muß nicht denken, Du sollst nun hingehn und die ganze Bande anzeigen. Der hat dies gesagt, der jenes. Keine Idee. Un-

sinn. Interessiert uns garnicht. Wir wollen bloß von Dir . . . Ja, aber — Du hörst mich wohl garnicht?“ —

Mit gejenktem Kopf jaß Friedrich da, die Arme hingen ihm schlaff herab. Wie von einem elektrischen Strom durchschnellt, zuckte sein Körper. Dann überfiel ihn wieder das Zittern. Er war wie von Krämpfen befallen.

„Aber — aber Kind — was hast Du denn?“

„Mich — m — mich — m . . .“

„So rede doch, Junge! Nun? Was ist denn, Friß?“

„Hunger — Hunger . . . hauchte Friedrich. Mich — hungert,“ wiederholte er tonlos.

„Aber Kind — Schäfchen, — warum jagst Du denn das nicht? Brauchst doch nur ein Wort . . .“

Er rief den Kellner und bestellte ein zweites Beersteak.

— „Nicht — warten, da hier . . .“

Friedrichs zitternde Hände streckten sich nach Lindens Teller.

„Schön. Ist meins. Aber — —“

Er rückte sachte seinen Teller eine Spanne

weit zu Friedrich hinüber und band bedächtig seine Serviette los.

„Sage mal, heute — Dienstag — ich weiß, ist doch — ist doch Arbeiter-Bildungsschule, — was?“

Er neigte sich zu Friedrich hinüber, sein Gesicht hatte etwas Raubvogelartiges, da es, vorgeneigt mit starren Augen und spitzer Nase, lauerte.

— „Willst mich mal hinbringen, Fritz?“ —

— „Essen — essen,“ — stammelte Friedrich.

„Sieh' mal, gleich. Erst — erst — sag' mir doch . . .“

Er begann jetzt vor Friedrich's brennenden Augen langsam die kaum berührten Messer und Gabel an der Serviette zu reinigen.

„E—ß—en — e—ß—en,“ lallte Friedrich. Seine Hände sanken ihm herab.

„Gleich — Kind — gleich. Nur, erst sag' mir doch: Wo ist diese Schule? Diese Arbeiter-schule? — Nun — sag' doch — will's ja bloß wissen. Hier in der Nähe — was?“

Also, — was ist denn dabei?

Kriegst hier gleich mein ganzes Essen und mehr — so viel Du willst — und Geld, da — sieh'

mal — zwanzig Mark und ich — helfe Dir weiter. Sollst — nicht untergehen, nicht verhungern, armer Kerl. — Armer Kerl, wenn das Dein Vater sähe. — Also — nun hier nimm — Messer und Gabel. Da ist Bier — alles — alles sollst Du haben."

Friedrich hatte Messer und Gabel ergriffen, sie flogen in seinen zitternden Händen. Wie im Wahnsinn funkelten seine Augen und quollen wild aus ihren Höhlen.

"Nun also, Friß, das eine Wort, — dann iß!" —

Er rückte den Teller noch einen Finger breit näher.

Friedrich öffnete die Lippen. Seine Augen hefteten sich stier auf das Fleisch. Er bewegte die Lippen, aber er brachte nichts heraus.

"Sprich, sprich, Zunge!"

Linden neigte sein Ohr, so daß es Friedrichs Lippen fast berührte. Dieser lallte eine Nummer zwei — dreimal. "Die Straße, die Straße, Kind!"

Atemlos lauschte Linden. Friedrich hauchte sie hin. — Jetzt riß er Lindens Teller zu sich herüber und begann das Fleisch zu verschlingen.

Der Schweiß troff ihm von der Stirn, die Thränen aus den Augen. —

Linden's schien er vergessen zu haben.

Er küßte seine Bier wie ein gequältes Tier. Er beweinte seinen Fall wie ein schamerdrückter Mensch. Das Schluchzen schnürte ihm die Kehle zu.

Linden war eilig aufgesprungen, wandte sich an den Kellner und gab ihm lange Anweisungen. Er wies mehrfach auf Friedrich, bezahlte dann und ging.

Es mochten anderthalb Stunden vergangen sein; Friedrich war an dem Tisch eingeschlafen, dann von dem Kellner geweckt worden. Nun wandte er über die Straße.

Ein Haufe laut und heftig erregt redender Menschen kam daher.

„Alle verhaftet?“

„Alle!“

„Auch Herning?“

„Ja.“

„Donnerwetter!“

„Fenster und Thüren besetzt!“

„Zwanzig Mann postiert! Schutzleute und Geheime!“

„Vinden, glaubt Ihr?“

„Ja!“ „Natürlich!“ „Sicher!“

Jetzt wollten sie an Friedrich vorbei.

„Halt! Seht doch! Den! Halt ihn! Der Graf! Maiden! Warte!“

Ein Burtsche, der einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe trug, stürzte auf Friedrich zu und packte ihn an der Kehle.

„Zungeken! Vor 'ner Stunde hab' ich Dir mit den Spizel jesehn! Zungeken. Warte!“

Alle kamen herbei, laut durch einander rufend bildeten sie einen weiten Kreis um Friedrich.

Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot den Hund!

„Dumpp!“

Ein dumpfer Schlag. Ein gellender Schrei. Der dicke Stock piff wieder durch die Luft.

„Spizel!“

Ein zweiter Schlag. Friedrich stürzte in den Schnee.

„Schuß!“

Ein Tritt mit nägelfeschlagener Sohle. Langgedehnt hallte ein Schmerzensschrei durch die Gasse.

Es sammelten sich Menschen. Die Helme der Schutzleute blitzten. Der Schnee rings färbte sich rot. Ein Arzt kam. In die Sanitätswache schleppten sie den Leblosen. Eine Viertelstunde später raffelte ein Krankenwagen heran, der den Verwundeten nach dem großen, städtischen Krankenhaus am Friedrichshain brachte.

— Als der Wagen dort in das Portal einfuhr und geöffnet wurde, und die Träger den blutigen Körper über den weiten, dunklen, schweigenden Hof trugen, hallte gedämpft aus einem Fenster des Erdgeschosses der Gesang einer Pflegerin.

Von einer weichen, vollen Frauenstimme Häffler's klagender Heilandslied:

„O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn;
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron;
O Haupt, das sonst getragen
Die höchste Ehr' und Zier,
Doch schimpflich nun geschlagen,
Begrüßet seißt Du mir.“





XIII.

„**S**ja doch! Ha Jeses, ja doch! Muß doch erst den Topp von't Feier nehmen. Wea kloppt denn da?“

Brummend wackelte Frau Lemcke zur Thür. Sie öffnete und sah sich den Mann an, von Kopf zu Fuß. Dann sagte sie mißtrauisch: „Wat wünschen Sie?“

„— Frau Lemcke“

Sie sah in dieses blasse Totengesicht, in diese tiefumränderten matten Augen, dann schrie sie auf: „Herr Jeses!“ und wich entsetzt zurück.

„Frau — Lemcke — kennen — Sie mich — nicht — m“

„Achott — achott!“

Sie zitterte, als stünde ein Gespenst vor ihr.

„Ja doch, ja doch — abba — wie — Herr Du meine Siete — Fraj —“

Sie schlug ihre Hände über dem Kopf zusammen.

Er wankte, sie faßte seine Hand und führte ihn herein. In der Küche bot sie ihm einen Stuhl. Er sank erschöpft und atemlos darauf hin. Sie stand vor ihm und starrte ihn noch immer an.

Jetzt nahm er den Hut vom Kopfe.

Wie sah er aus!

Drei große, blutrote lange Narben auf der Stirn, der Kopf fast kahl, die Backen eingefallen, von einem struppigen Bart umrahmt, der Mund schmerzhaft verzogen, der ganze Körper zum Skelett geworden und wie vom Alter krumm gebeugt. In seinen dünnen Überzieher gewickelt, saß er da; die Füße hingen an seinen Armen.

„Nu — nu sagen Sie man blos! . . .“

Sie stockte, es schnürte ihr etwas den Hals zusammen, es zuckte um ihren Mund. Sie kämpfte einen Moment, dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie wandte sich schluchzend ab.

Friedrich nickte stumm, ein greisenhaftes ergebenees Kopfnicken.

Frau Lemcke strich über ihre Augen, sie hustete verlegen. Man durfte ihm doch das nicht zeigen,

das — das, — wie leid er einem that. Sie trocknete sich die Augen, lächelte gezwungen, drehte sich zu ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und — ein wenig ratlos — wies sie nach dem Fenster und sagte: „Et dhaut woll draußen?“

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern warf etwas unwillig den grauen Kopf zurück, wie im Ärger über sich selbst, dann sagte sie: „Wie weer't denn, Frajesen, mit so'un Däjken Kaffe?“

Er sah sie an mit seinen großen, dunklen Augen; in dem blassen, schmalen, härtigen Gesicht erschienen sie wie zwei glänzende Kohlen. „Danke,“ hauchte er und lehnte sich matt zurück.

Sie aber ging an's Werk. Aus dem Küchen=spinde nahm sie eine kleine, blaue Düte und schüttete das gemahlene braune Pulver in einen schwarz=braunen Beutel, den sie nun in einen Trichter hing. Dabei sandte sie verstohlene Seitenblicke auf Friedrich. Wie sah er aus! Jetzt, bei der altgewohnten Handreichung des Kaffeekochens, kehrte ihre Ruhe zurück und da eben der erste Schuß fochenden Wassers in den Beutel niederging, und dann aus dem Trichter der braune Saft bedächtig in das weiße Männen niedertropfte, drehte sich die Alte

mit halber Wendung zu Friedrich, und nun kam ihr die Kardinalfrage endlich ein: „Menschenkind, wo haben Sie man bloß solange gestochen?“

„Im Krankenhaus.“

Sie ließ ihren Trichter stehen, setzte den schon erhobenen Kessel mit dem kochenden Wasser wieder aufs Feuer und sagte: „In't Krankenhaus? Sechs Wochen in't Krankenhaus?“

Er nickte.

„Ja — abba — wat — wie denn
Wer hat Sie denn“ /

Wie, um ihrer Übersfürzung ein Ende zu machen, strich sie bedächtig über ihre Stirn und sagte: „Also den Abend, wo Sie hia wechjingen, unn nich retourkamen — den Abend“

„Es war ein Nervenfieber. Ich lag im Krankenhaus am Friedrichshain.“

Sie sah ihn starr an.

„Unn — unn die Narben?“

Sie wies auf seine Stirn.

Er wandte sich ab, schmerzlich bewegt und schwieg.

Sie sah nachdenklich zu Boden.

„Nee — sagte sie, — nee, — wissen Sie“

Ein prasselndes Zischen schnitt ihr das Wort

ab, rasch griff sie zu und riß den überkochenden Kessel vom Feuer fort. Jetzt goß sie wieder sachte das Wasser in den Trichter.

„Also — Nervenfieber — sechs Wochen; — wissen Se: wie haben Sie alle hier doot anseehn. Seht hia wech, unn kommt nich wieda. Verschwindt wie in de Versenkung, sechs Wochen.“

Sie goß den Kaffee in die Tasse, that Milch und Zucker dazu und stellte das heiße Getränk neben Friedrich auf den Tisch.

„Na — nu drinken Se mal.“

Friedrich umschloß die Tasse mit beiden Händen, als wolle er sich wärmen.

„Sinn Se denn nu ooch richtig wieda gesund?“
Friedrich nickte.

„'n bißken schwach noch, wat, uff de Beene?“

„Ja.“

„Na nu, zuch, jedrunken!“

Friedrich trank. Mit Wohlbehagen schlürfte er die Wärme ein.

„Nu heer'n Se ma', Frajeken. Ich habe ma de schenjesten Vorwirfe jemacht um Ihuen. Sehn Se — wissen Se, weil 'ck den Abend sonne schnoddrige Lippe riskierte, von wejen die paa Trojchen

Miete, ha 'k ma jedacht, hamm Se sich 'u Leid anjedhan. Mit'n jelinden Bammel ha 'k 'n Poli-
zei-Bericht jeden Dach in' Lokal-Anzeija durch-
studiat. Dachte imma, na, erhangen odar vafassen
wird a sich woll haben. Aber nisch. Nisch. Keen
janisch. Da ha 'k ma jedacht, in't Wassa wird
a jejangen sind; unn weil det, seit den Dach, wo
der große Schnee wa jeweßen, wo Se nich retour
kamen, weil det seit den Dach jo jefroren hadde,
dacht ik — dacht ik, na wachte man, wenn det
dhaut uff de Spree, denn wer'n se'u rausbaldownern
aus det Wasser, den Strafen, den de, sozusagen,
in'u Dod jedrieben hast.

Wahast'jen Gott, id hab' ma Vorwirfe jemacht,
unn nu — bin 'k janz von de Strippe los vor
Freide.“

Sie streichelte in der Überwallung des Gefühls
seinen zottigen Bart. Er schwieg und sah nur immer
zu Boden. Sie machte sich am Herde zu schaffen,
hantierte her und hin ohne rechte Überlegung.
Jetzt wandte sie sich zu Friedrich und strich ver-
legen wieder ihre Schürze glatt.

„Nu — jehn Se, wie Se nu nich wieda kamen,
unn id lauerte unn lauerte, unn et kam keen Schimma

von 'ne Nachricht, sehn Se, ick bin ja man ooch
blos 'n armet Luda, — da — ha ick

Sie stockte.

Hab' ick — Ihre Stube, hab' ick vamiet'. Sehn
Se — ick — ick brauche doch det, det bisken Geld,
die paa Kreeten. — Sinn Se — sinn Se beese?"

Er schüttelte den Kopf. Erleichtert fuhr sie fort.

„Unn nu — nu, Trajesen, wa Besuch hia.
Besuch nach Sie.“

Er horchte auf.

„Ja. Een bildscheenet Freislein. Muß ne
jiebtsche sein. Schwarzet Haar, schwarze Dogen.
(Sie spreizte Daumen und Zeigefinger.) Sonne
Theetassen. Unn — unn in Traua wa je. Een
saubret Meechen. Unn die kam, ick slobe, dreimal,
mit so 'ne Blonde, Marie jagte je zu je. Unn je
wa sehr nett zu det Meechen, det man inma uff
de Erde siette. Ja zu schamierlich wa je. Unn die
Unn're, wat die hibtsche wa, die Schwachze, die fragte
unn fragte nach Sie, unn eenma', det letzte Ma' —
soja hat je jeweent, det so — so ja keene Nach-
richt da wa'.“

Mit großen Augen lauschte Friedrich der Er-
zählung der Alten. Hie und da suchte es ihm um

Mund und Augen, sonst gab er kein Zeichen innerer Bewegung bei Frau Lemcke's Bericht.

Diese hatte nun wieder verschmauzt und fuhr fort.

„Unn denn hat det Freilein — die mit de Dogen — jebeten, ic sollte ihr doch det Bild ma heizen. Det von Ihre Frau Zreepin Mutta. Ik hab't jut uffgehoben. Zuerst sчениerte et mia, weil — weil ic die Nechme abjemacht hadde unn vakoost. Sie wollten ja det so: friejen ibrijens noch zehu Merker, die iber sein von Ihre Miete. Ik habe't uffgehoben. Also hab' ic ihr det Bild jehicht, unn je hat mechtig in det annre Meechen rinjeredt, unn — na wenn Jhn' det uffrecht, denn azehl' id't nich. Nicht in de Tiete! — Abber denn — sehn Se — so sammelt sich det, wenn Gener sechs Wochen wech wa, denn is noch 'u Brief jekommen.“

Sie öffnete den Küchenschrank und holte den Brief zwischen Tellern und Tassen hervor.

Friedrich sah nach dem Poststempel: Heidelberg. Der Brief lag schon drei Wochen. Friedrich öffnete ihn. Von Ernst Hart war er.

„Mein lieber verehrter Freund!

Gern und oft denke ich an Sie, in aller Arbeit und Mühe, woran es mir nicht mangelt.

Ich lebe, wie ich versprochen, nur meinen Studien und weiß sehr wenig „von den Mäandeln dieser Welt.“ Aber heute drängt es mich, in Ihrer Erinnerung wieder aufzutauchen. Antworten Sie mir, oder antworten Sie mir nicht, ich empfinde das Bedürfnis, zu Ihnen zu sprechen. Das, glaube ich, sind die wahren und echten Briefe, die so geschrieben werden.

Ich liebe es, mir Ihr Leben auszumalen, so, wie ich denke und hoffe, daß es sich entwickelt hat. Sie werden mit Hingabe Ihrem Lehramt obliegen. Wie beneide ich Sie um diese Thätigkeit! Sie ist meine schönste Erinnerung. Solcher Lehrstühle giebt es wenige in der Welt. Entwickelte Menschengenieser, frisch, empfänglich wie die Kinder, aber der Lust des Lernens sich bewußt, jungfräulicher Boden, der die Erkenntnisfaat dürjtend empfängt, das ist ein Material! Hüten Sie diese Bildungsstätte! Achten Sie, daß keiner nachläßt im Eifer des Gebens oder Empfangens oder durch Unbedachtsamkeit das Geheimnis der Schule verrät. Vorsicht ist den Beteiligten unaufhörlich einzuschärfen. Schande genug, daß in einem Kulturstaate mit

konstitutionellern Lehfreiheit ein solches Unternehmen wie ein Verbrechen verheimlicht werden muß. Blüte und Gedeihen unsrer Schule! Und Segen auf Ihr Haupt, wenn Sie sie fördern und schützen!" —

In Friedrichs Händen zitterte jetzt der Brief. Er ließ ihn sinken, seine Lippen zuckten, er atmete erregt und sah starr zu Boden. Dann, — mit geängstigten Augen, laß er weiter.

Nicht minder beneide ich Sie um den Verkehr mit Jakobys's. Ich entbehre diese Menschen. Man kann sich an ihnen erfrischen und stärken.

Wenn ich dort liebe Freunde verlassen mußte, so ist mir dafür mein Bruder geschenkt worden, der hier mit mir in innigem Frieden lebt und arbeitet. „Der neue Gott,“ wie Bernhard Jakoby jagt, hat auch ihn angefaßt. Theodor hat seinem theologischen Verufe entsagt und studiert hier Nationalökonomie mit brennendem Eifer. Mit Leib und Leben will er dem neuen Gotte dienen. —

Er aber, der neue Gott, er regt sich mächtig, seine Schwingen rauschen über unsren Häuptern. Seine Zeit ist nah. Sehen Sie doch, wie der Ge-

danke des Mitleid's wächst und erstarkt. Der Staat, der ihn bis heute fast ignorierte und in einer ungenügenden Armenpflege und kümmerlichen Altersversorgung seine Pflichten erfüllt sah, selbst er mit seinen fossilen Organen kann sich dem Hauche des neuen Geistes nicht mehr entziehen. Die Throne umschwebt diese blasse Sorge; die Staatsmänner stützen die Häupter auf: Wie schützen und schützen wir den ärmsten Bürger? Wie sichern wir ihn gegen Krankheit, Alter und Erwerbgefährde?

Wie schützen wir die Frauen, die Kinder der Proletarier? Dies sind die Fragen, mit denen wir dem neuen Jahrhundert entgegengehen.

Große, hoffnungsvolle, herrliche Zeit! Welch' eine Lust, in Dir zu leben! Wahrlich, wir sind besser geworden!

Die verächtliche Gerechtigkeit, die Jahrtausende hindurch im Staube gelegen, jetzt richtet sie das Haupt empor, jetzt hebt sie sich auf. Ihr Reich ist gekommen, und wie ein leuchtender Stern schwebt die erbarmende Liebe über diesen Zeiten.

Glückauf zum Kommen! Hart."

„So — unn nu — haben Se det jelesen,
unn — nu — nehmen Se ma hia — die zehu
Merker — unn — unn

Sie trippelte hinaus und schleppte aus dem
Nebenzimmer eine große graue Leinwand heraus.
Sie stellte sie auf den Küchentisch und lehnte sie
gegen die Wand.

„So — bitte — wie hab' id det uffgehoben?
Is da ooch nua cen Tippelchen d'ran? Wat? Cen
Tippelchen?“

Friedrich sprang auf. Seine Augen weiteten
sich groß und richteten sich stier auf das rahmen=
lose Bild, das von dem verhaltenen Lichte des trüben
Märztages ungoßen, drüben neben dem Fenster
sich erhob.

Da stand sie nun und blickte stolz und hoheit=
voll wie ehedem. Aus ihrem klaren Auge leuchtete
milde Trauer und wie in vorwurfsvollem Grame
sah sie nieder auf den zerlumpten Bettler, der elend
und entkräftet, fiebrisch atmend vor ihr stand. Sein
Haupt senkte sich, halb gebückt sah er zu ihr auf;
von Demut und Schmach gebeugt erschien er nun
vor ihr, schamerdrückt, wie ein treulojer Vasall vor
seiner Herrscherin.

Sie hatte ihm eine Sendung anvertraut, die er nicht erfüllt. Sie hatte ihm aus Sterbens Qualen eine beschwörende Bitte zugesprochen, die er vergessen. Aber zum Richter ihres Unglücks hatte er sich aufgeworfen, hatte ihr Andenken geschmäht und trat nun vor sie hin mit verbrauchter Kraft, mit gebrochenen Hoffnungen, ein todmüder Mann, treulos dem einzigen Wunsche seiner Mutter.

Treulos ja, nicht nur ihr, auch allem Andern.

Wie die Richterin seines Lebens erschien sie ihm nun, da sie die hoheitvollen Augen auf ihn geheftet hielt, als erkenne sie die ganze Last der Schmach, die er auf sich geladen.

Das war aus ihm geworden, aus ihrem Sohne. So hatte er ihnen nachgestrebt, allen den hochgemuten, herrlichen Jugendidealen, die er unter ihren Augen in einsamen Stunden einst begeistert aufgerichtet. Was er geliebt und angebetet, die große Idee, der er sich hingeeben, er hatte sie verraten. Der ersten Fieberglut des Hungers war er unterlegen. Er war gefallen. Nicht als Held im Kampfe war er gefällt worden und niedergejunken, als Verräter schnöde und feig hatte er ge-

endet, ungetreu seinen Ideen, seinen Freunden, —
sich selbst.

Wohin nun mit dieser Centnerlast von Schmach
und Schande?

Welches war das Dunkel, schwarz genug, ihn
zu verschlingen?

— Jetzt, da sein ganzes verlorenes Leben vor
ihn trat, im Angesicht des Bildes, dem er stets all'
seine Schmerzen zugetragen, neigte er das Haupt
und weinte bittere Thränen. —

— — In dem fahlen, grautrüben Raume,
d'rin die Armut hauste, vor dem Bilde des Glau-
zes, der Pracht und Schönheit der weinende, ge-
beugte Bettler, die Greisin in Lumpen mittheilig
laufchend am Herde, darüber — durch das Fenster
— der schüchternen goldene Sonnenblick aus beslor-
tem Märzimmel; — das Schicksal dichtete. —

Schriß schlug draußen die Glocke an.

Frau Lemcke ging hinaus und öffnete. Es
war Niemand da.

Nur wie Einer in hastigen Sprüngen hinun-
terließ, war zu hören.

Am Boden lag ein zusammengefaltetes Blatt.
Sie hob es auf und kehrte in die Küche zurück.

„Die Kerls, wat die blos mit det bisken Wahl anjeben! Det is nu heite schonjt der dritte Uffruf. Abber se wer'n den Herning heite durchbringen, jagt de Buchholzen. Lesen Se ma'.“

Friedrich griff nach dem Blatte.

In fetten großen Buchstaben leuchtete der Name: Franz Herning.

Es war ein Aufruf zur Reichstagswahl.

Franz Herning war Kandidat der Arbeiterpartei des Wahlkreises. Die Wahl fand heute statt. Das Wahllokal des Bezirks war angegeben.

Friedrich griff an seine Stirn.

Reichstagswahl — heute. — Herning — Kandidat.

Die Welt hatte weitergelebt in all' der Zeit; — er war gefallen wie ein welkes Blatt im Mai.

Herning — Reichstagskandidat! — Aus dem Fabriktaal in's Parlament. Es stiegen Andre auf indes er sank. — Was aber war er? Trümmer, Scherben, Wrack. Warum immer noch dieser Vergleich mit Lebendigen?

Welchen Teil hatte er noch an alledem, das draußen geschah in Licht, in Sonne und Leben.

Es leuchtete auf in seinen Augen.

Ja, er hatte noch Teil an alledem!

Ein Stück von ihm stand da im Kampfe. Dieses, um das auch er gelitten und gekämpft. Er hatte Teil daran.

Er griff nach seinem Hute und stürzte davon.

Atemlos stürmte er die Treppe hinunter. So rasch ihn seine schwachen Füße tragen wollten, eilte er die Straße hinab, dem Hause zu, davor in dieser Mittagsstunde sich die Menschen drängten. Er erreichte den Thorweg, ließ sich drei Zettel in die Hände stecken und warf zwei davon fort. Den, der Hernings Namen trug, faltete er zusammen und betrat das Wahllokal.

Ein dichter Rauch wogte ihm entgegen. Rings an den Tischen zechende Arbeiter in lautem Gespräch. Keiner sah sich nach Friedrich um. Langsam schob sich die Kette der Wähler zum Wahl-tische vor. Schritt vor Schritt kamen sie der Urne näher. Hinter dieser thronte der Wahlvorsteher, die dampfende Cigarre im Munde. Rechts der Beisitzer, links der Protokollführer, in eine gelbe Liste eintragend.

Jetzt trat Friedrich heran.

„Ihr Name?“ fragte der Vorsteher.

Friedrich nannte ihn, jechen und halblaut, indes eine tiefe Röthe sein Gesicht überzog.

„Verstehe nicht!“ jagte der Kommissar.

„Friedrich, Graf von der Haiden.“

Die drei Männer blickten auf und sahen überrascht den hochgeborenen Bettler an, indes sein Name rings spöttisch herumging.

„Ihre Wohnung?“

Friedrich nannte sie.

„Stand?“

„Schriftsteller.“

Ein eifriges Suchen in der Liste begann. Kopfschütteln, Achselzucken, dann ließen sie vom Suchen ab.

„Thut mir leid, jagte der Vorsteher. Sie stehen nicht in der Liste, Herr — Herr — Graf.“

Ein verhaltenes Kichern drüben in der Ecke.

Friedrich stürzte hinaus.

Also nicht das, — nicht einmal das, — was der Letzte, der Allerletzte leisten durfte, war ihm vergönnt. Auch davon war er ausgeschlossen.

Rasch, als folge ihm Jemand, der um ihn wußte, eilte er vorwärts, vorüber an den heranrückenden Arbeitertrupp, welche die Wahl zu voll-

ziehen kamen. Jedes laute Lachen schreckte ihn auf, jeder laute Ton machte ihn erbeben. O wie fürchtete er das Gelächter und das Fingerweisen! Dieses war das Furchtbarste, daß er nun zum Spott geworden.

Nur weiter. Nur fort von hier. Nur fort! Fort!

Er eilte. That keinen Blick um sich. An der nächsten Ecke schrak er zusammen.

Mit hellen Stimmen schrieen ihm zwei halbwüchsige Burschen einen Namen zu.

„Franz Herning!“ riefen sie. Auch vor dieser neuesten Art der Wahlagitation erbebt und flüchtete er.

Fort, nur fort! Mit fast geschlossenen Augen eilte er. Drückte die Lider zu vor diesem Namen, der, wie zu seiner Pein, an jeder Ecke gerufen ward, an jeden Brunnen geklegt, ihn marterte.

Wählt nur Franz Herning! Keinen anderen. Dieser ist der Mann der Kraft und Treue. Andre sind Verräter.

Wählt Franz Herning! Der ist erprobt, hat dem Hunger getrotzt und das Elend getragen.

Wählt Herning! Er ist von den Kleinen einer,

auss dem Dunkel hat er sich aufgerafft, von den Letzten sich emporgeschwungen zu Achtung und Freundschaft.

Wählt Herning! Das Volk hilft sich selbst. Seine eingeborenen Söhne läßt es für sich reden; keine falschen Propheten, die aus höheren Regionen niedersteigen, um ihre angegriffene Ehre da unten zu verbrämen.

Wählt Herning! Teilt keinen billigen Lorbeer aus an verfahrne Glücksritter; laßt Euch von Namen und Titel nicht blenden!

Wählt Herning, Herning, Herning!

Fort, fort! Nur weiter! Nur fort von hier!
Es wurde stiller.

Aus dem Bereiche des belebten Arbeiter-Viertels war er geflohen unter dem grauen Himmel durch Seitenstraßen und Gassen, die sonntägliche Ruhe füllte. Thränen gleich tropfte es schwer von den Eiszapfen der Dachtraufen auf die Steine nieder. Ein feuchtes Schwarz lag auf den Stämmen der paar dürftigen Linden, die ihr kahles Geäst in die Nebelschleier streckten.

Schwarz angeplustert flatterten die Spaken herum in sieghaftem Getreisch.

Märzlich, erwartungsvoll, in beruhigter Spannung, wie von verhaltenem, leisen Lenzesähnen erfüllt, wogte der Nebel, zitterten die Zweige, jubelten die Spagen, erkrachte das Eis, das das Kanalbecken bedeckte, an dessen Geländer jetzt Friedrich feuchend lehnte.

Drüben über das weite Becken her rief es erregt.

Dort standen zwei Männer und winkten und schrien herüber in heftigster Bewegung. Jetzt stürmte in atemloser Hast ein junger Arbeiter daher, ein verschürtes Packet im Arm, gerade auf Friedrich zu, an dessen Platz die Landungstreppe in das Becken niederführte.

Dicht vor Friedrich, der verwirrt aufhorchte, an der Vordschwelle des Bürgersteiges, der am Kanalgeländer hinlief, stürzte der Flüchtende und schlug mit der Stirn gegen die kantige Schwelle. Jammernd gellte sein Wehegeschrei, verzweifelt schrie es von drüben her, triumphierend brüllten die Verfolger, die kaum hundert Schritt noch entfernt, nun heranstürmten.

Friedrich sprang herzu und beugte sich über den Blutenden.

„Hier, — rasch — Akten — Listen — Partei-
papiere — Familien werden unglücklich — schnell —
Sie — über das Eis — drüben — rasch —
drüben — Freunde — rasch — rasch — da —
da — ach — die Spiegel . . .“

Friedrich riß das Paket zu sich empor, —
noch eine Minute und die Geheimpolizisten waren
heran.

Einen letzten Blick sandte Friedrich über das
Becken, darüber der leichte Nebel wallte und wogte,
dann eilte er die Treppe hinab und, das Paket fest an
sich drückend, betrat er das Eis.

Es frachte und bog sich.

Aufrecht, festen Schrittes, zu seiner ganzen
Größe aufgerichtet, schritt er auf dem Eise hin.

Die Augen groß geöffnet, von heiliger Freude
erfüllt, schweiften hinüber, da ein Jubelgeschrei seine
Wanderung grüßte.

Er lächelte.

An den Heiland, der auf dem Meere ging,
mußte er denken.

Hinter ihm fluchte die Wut. Vor ihm jauchzte
die Freude. Mit mutigen Schritten ging er, die

Rettung, die Erlösung, die opferfreudige Liebe. Es frachte unter seinen Füßen . . . er lächelte.

Es bog sich — barst — es brach; er lächelte.

Ein Lächeln um den bleichen Mund, das Schicksal der Geretteten im Arm', sah er es brechen und versank. — —

— Als es dann Abend ward, und die dunkle Stadt aus tausend glühenden Augen in die Nacht hinausstarrte, da ging ein brausender Jubel durch die Viertel der Armut. Vor einer jauchzenden Versammlung legte der Reichstagsabgeordnete Herning das Gelübde der Treue ab, indes eine Meile stromabwärts heimkehrende Fischer beim Scheine der Laternen den Körper eines Ertrunkenen treibenden Eisschollen und den Fluten entriffen.



Verlag von E. Pierlon in Dresden und Leipzig.

56022

Romane und Novellen.

- Hans Arnold**, Berlin = Ostende mit zehntägigem Retour-
billet. M. 2.—.
- Enf. Gräfin Ballestrem**, Die Augen der Assunta und
andere Novellen. M. 2.—.
- dv.** Die blonden Frauen von Mureuried. M. 3.—.
- Sofie Barzetti**, Ajara. Zwischen Lipp' und Keltchstrand.
M. 3.—.
- G. v. Beaulieu**, Leibeigen. Novellen. M. 3.—.
- August Becker**, Eine Stimme. 3 Bde. M. 4.—.
- Wilhelm Berger**, Vom Markt des Lebens. M. 3.—.
- J. Bettelheim**, Elena. M. 1.50.
- Anna Bock**, Eclat. Ein Novellenstrauß. M. 4.—.
- H. Bulthaupt**, Vier Novellen. M. 3.—.
- Hugh Conway**, Jul. Coraines Testament. M. 2.—.
- Graf Adalmar Dabel**, Rosen und Dornen. M. 1.50.
- August Demmin**, Spanisches Blut. M. 5.—.
- Dies irae!** Eine Vision. M. 2.—.
- H. H. Dorsay**, Das Herrenhaus. 3 Bde. M. 5.—.
- Theodor Duimichen**, Kopf und Herz. M. 4.—.
- Alex. Dumas fils**, Der Fall Clémenceau. M. 3.—.
- H. v. d. Elbe**, Souverän. M. 3.—.
- dv.** Die Fünfer von Luzern 2 Bde. M. 7.50.
- dv.** Graf Floris. 2 Bde. M. 6.—.
- Nataly von Eschstruth**, Koupouri. Novellen. M. 3.—.
- Johanna Feilmann**, Sturm und Stille. Nov. M. 3.—.
- R. von Fels**, Agramer Schreckenstage. M. 3.—.
- Otto Fuchs**, Wörbersdorfer Novellen. M. 3.—.
- dv.** Hajdijich. Erzählungen aus dem modernen
Egypten. M. 3.—.
- Perez Galdos**, Doña Perfecta. 2 Bde. M. 6.—.
- Karl Gjellerup**, G-dur. Eine Kammermusik-Novelle.
M. 3.—.
- Adolf Glaser**, Das Fräulein von Villecour. M. 2.—.
- W. Freiherr v. Grabowka**, Feder und Degen. Militär-
Humoresken. M. 2.—.
- R. G. Greinz**, Wer steinigt sie? M. 2.—.
- Henri Gréville**, Kleopatra. M. 3.—.

- Henri Gréville**, Ein Geheimniß. M. 3,—.
Balduin Groller, Leichtlebiger Volk. M. 3,—.
 do. Unter vier Augen. M. 3,—.
Julius Große, Der Spion. 2 Bde. M. 6,—.
 do. Tante Cardore. 2 Bde. M. 6,—.
R. Edm. Hahn, Ehen werden im Himmel geschlossen.
 M. 2,—.
 do. Im Park zu Rodenstein. M. 3,—.
 do. Die beiden Gräfinnen. M. 3,—.
 do. Die Geheimnisse des Waldschloßes. M. 3,—.
 do. Das Erbfräulein. 2 Bde. M. 6,—.
Oscar Justinus, In der Zehnmillionen-Stadt. Berliner
 Roman. M. 1,50.
Woldemar Kaden, Sonnenbrut. Italienische Novellen.
 M. 3,—.
Martha Kallusky, Schnee und Blüten. Novellen. M. 3,—.
H. Kielborg, Papa's Ketz. Humoreske. M. —,75.
 do. Um ein Weib. Geschichte eines Lebendig-
 Toten. M. 1,50.
 do. Jüdisches Glück. M. 2,25.
 do. Herbstblätter. M. 4,—.
Paul Kirßen, All' Heil. Blicpied-Geschichten. M. 2,—.
 do. Zwirldudenjüng. Humor. Roman. M. 3,—.
 do. Dor! Humor. Ehebild. M. 5,—.
 do. Die Morgenröthe des zwanzigsten Jahrhunderts
 Roman. 3 Bde. M. 8,—, geb. M. 12,—.
Ewald Aug. König, Nach uns die Sündfluth. 2 Bde
 M. 7,—.
Franz Königsbrun-Schaup, Tantiendunst. M. 2,—.
Max Kreher, Das bunte Buch. M. 3,—.
 do. Die Bergpredigt. 2 Bde. M. 8,—.
Paul Maria Lacroix, Dosta von Drontheim. M. 1,50.
Fritz Lienhard, Die weiße Fran. M. 2,—.
Hieronymus Lorm, Der ehrliche Name. M. 6,—.
Herm. Meißner, Der Insulaner. M. 2,—.
C. Milanis, Licht und Schatten. Novelle. M. 3,—.
Emil von Moll, Vier Novellen. M. 3,—.
August Niemann, Bei Hofe. 2 Bde. M. 8,—.
 do. Amer's Bekenntnisse. Ehestands-Geschichten.
 M. 4,—.
Graf I. Orłni-Rosenberg, Ein Nachkomme Gottfried's
 von Bouillon. M. 2,—.
Reinhold Ortman, Moderne Römer. 2 Bde. M. 7,—.

- Reinhold Ortman**, Der Afrikareise. M. 3,—.
Herbert Osten, Ein Opfer der Liebe. M. 2,—.
Ernst Pasqué, Musikanten-Geschichten M. 3,—.
 do. Mary und Marietta. Novelle. M. 1,50.
Emil Peschkau, Herr und Frau Pieps. M. 2,—.
M. von Reichenbach, Böse Geister. M. 3,—.
G. Reuter, Episode Hopkins. Zu spät. M. 3,—.
K. Rinhart (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. M. 3,—.
 do. Im Kampf um die Ueberzeugung. 3 Bde. M. 8,—.
Alexander Römer, Moderne Kultur. M. 3,—.
 do. Unter dem Purpur. M. 3,—.
Otto Roguetz, Ueber den Wolken. M. 3,—.
H. Schabert, Kreuzdorn. 2 Bde. M. 6,—.
Paul von Schönthan, Welt- und Kleinstadt-Geschichten.
 M. 3,—.
J. Selow, Nicht standesgemäß, aber menschlich. Novelle.
 M. 1,—.
W. Graf Solloghub, Große Welt. Novelle. M. 2,—.
Hans Soltan, Ein Liebesfrühling auf Schloß Moritzburg
 M. 1,50.
Doris Freiin von Spätgen, Jone. 2 Bde. M. 8,—.
R. G. von Suttner, Anderl. 2 Bde. M. 8,—.
Bertha von Suttner, Schriftsteller-Roman. M. 3,—.
 do. Erzählte Lustspiele. M. 3,—.
 do. Die Waffen nieder! 2 Bde. M. 8,—.
Clara von Sydow, Alte Gefährten. M. 3,—.
Konrad Teimann, Weibliche Waffen. M. 3,—.
Carl Baron Torresani, Aus der schönen, wilden Liente-
 nantszeit. 2 Aufl. 3 Bde. M. 8,—.
 do. Schwarzgelbe Reitergeschichten. M. 4,—.
 do. Mit tausend Mästen. M. 3,—.
D. v. S. S., Drei Frauengestalten. M. 2,50
 do. Die Königin von Paris. M. 3,—.
Hans Wachenhusen, Die schwarze Dame. 3 Bde. M. 12,—.
G. von Waldheim, Das Landhaus am See. M. 3,—.
E. Wahlheim, Aus freier Wahl. M. 3,—.



Lehmann'sche Buchdruckerei, Dresden-V.

234765



U. C. BERKELEY LIBRARIES



062026077



